

# Sozialdemokratischer Pressedienst

Verleger und Herausgeber:  
Erich Kästner, Berlin.  
Verleger: Carl Schreyer 4190/4190



Abdruck für Verlag und Verbreitung:  
Berlin O 201, Zehn-Märkte-Platz 6  
Druckerei: Geylert

Die Herstellung erfolgt im Selbstverlag.  
Der Inhalt ist nur auf Grund freier Entscheidung zu veröffentlichen. Die Redaktion behält sich das Recht vor, den Druck zu unterbrechen, wenn nicht andere Anzeichen in der Zeitung für beide Teile zu sein.

Berlin, den 6. Febr. 1933.

Int. Institut  
Soc. Geschiedenis  
Amsterdam

Arbeit und Brot ?

Davon hört man nichts! Stattdessen gleich zwei Notverordnungen.

SPD. Am Montag hat die Hitler-Regierung gleich zwei Notverordnungen veröffentlicht. Es sind keine Verordnungen zur Durchführung des laut und verheißungsvoll verkündeten, aber ebenso geheimnisvollen "Vierjahresplanes". Auch keine Verordnungen gegen die "Schmach von Versailles", gegen das "raffende Kapital" oder ähnliche Verheissungen der nationalsozialistischen Propaganda, die 48 Stunden nach dem Regierungsantritt Hitlers Wirklichkeit werden sollten. Um alles das ist es still geworden, als hätte man es nie verkündet und nie prophezeit.

Die erste der beiden Notverordnungen ist angeblich "zum Schutz des deutschen Volkes" erlassen, obwohl sie ihrem Inhalt nach besser den Titel "Verordnung zum Schutz der Regierung Hitler" tragen würde. Sie enthält Einschränkungen der Versammlungs- und Pressefreiheit, die alle früheren Massnahmen ähnlicher Art in den Schatten stellen und bei kleinlicher Handhabung, insbesondere der Bestimmungen über die Presse, auf die sich vor allem die sozialdemokratischen Zeitungen gefasst machen müssen, der Willkür Tür und Tor öffnen. Der Wortlaut der Verordnung ist so dehnbar, dass sich mit ihm schliesslich jedes Verbot rechtfertigen und begründen lässt. Wie dabei verfahren werden wird, zeigt das Verbot des "Vorwärts" und zahlreicher anderer sozialdemokratischer Zeitungen, das selbst bei rechtsstehenden Blättern berechtigte Kritik hervorgerufen hat und am Montag von der "Deutschen Allgemeinen Zeitung" als "nicht geistreich" bezeichnet wurde. Aber daran werden sich die Männer des neuen Regimes nicht stossen. Ihre Anhänger erwarten Taten, sie erwarten Arbeit und Brot und da ihnen weder das eine noch das andere in absehbarer Zeit gegeben werden kann, müssen auf anderen Gebieten Taten bewiesen werden. Darum die Notverordnung gegen die Presse- und Versammlungsfreiheit. Welche Aussichten sie für die Opposition eröffnet, schildert das Organ der christlichen Gewerkschaften "Der Deutsche" am Montag in folgenden drastischen Worten:

"Die Verordnung gibt der Reichsregierung und ihren Organen so weitgehende Vollmachten, dass sie zur völligen Niederhaltung jeder Opposition brauchbar ist. Das soll ja auch wohl der Zweck der Verordnung sein. Mit dieser Verordnung können selbst die lammfrommsten Kritiken der Regierung niedergehalten werden. Was gefangen werden soll, das kann mit dieser Verordnung gefangen werden. Das gilt vor allem für Versammlungsredner und für die Presse. Die Strafen sind ausserordentlich scharf. Unter bestimmten Voraussetzungen kann eine Tageszeitung sogar für sechs Monate verboten werden. Das bedeutet die Vernichtung einer Zeitung.

Da heisst es in der Verordnung u.a.: "Die Druckschrift kann verboten werden, wenn in ihr zu einem Generalstreik oder zu einem Streik in einem lebenswichtigen Betriebe aufgefordert oder angereizt wird." Was kann hier nicht

alles für "lebenswichtig" erklärt werden, und was ist "Anreizung zum Streik"? Oder was ist eine "offensichtlich unrichtige Nachricht, deren Verbreitung geeignet ist, lebenswichtige Interessen des Staates zu gefährden"? Hier kann die Willkür schlimme Triumphe feiern.

Die bösen Fallstricke in der Verordnung werden jede selbstbewusste freiwillige Stellungnahme zu den Handlungen der Regierung und ihrer Vertreter nahe zu unmöglich machen. Wir verwechseln Freiheit nicht mit Zügellosigkeit und wissen, dass sie ihre Grenzen haben muss; wenn aber die Grenzziehung derart scharf ist, dass die Freiheit zu einer kleinen, unsicheren Insel in einem Meer von Unfreiheit wird, dann verdient sie ihren schönen Namen nicht mehr.

Es hängt alles von der Handhabung und Auslegung der Verordnung ab. Und wir haben leider nicht die Hoffnung, dass diese Regierung diese Verordnung sehr loyal handhabt. Die nächste Zeit wird zeigen, wie gross ihre Duldsamkeit bzw. ihre Unduldsamkeit ist. Wenn ihre Handlungen gut sind, d.h. dem Volkwohl und der Nation Nutzen bringen, werden sie auch selbst der heftigsten Opposition gegenüber mit geistigen Mitteln mit Erfolg verteidigt werden können; schädigt die Regierung aber durch ihre Massnahmen Volk und Nation, dann kann auch die brutalste Niederknüppelung der Opposition nicht verhindern, dass die Regierung eines Tages vor dem Gericht des Volkes schuldig gesprochen und verurteilt wird."

Die zweite Verordnung der Hitler-Regierung ist erlassen "zur Herstellung geordneter Regierungsverhältnisse in Preussen". Sie hat den Zweck den Streik vom 20. Juli zu vollenden. Ihr tieferer Sinn ist die Ausschaltung der Hoheitsregierung, die Entfernung des preussischen Ministerpräsidenten aus dem Dreierkollegium, das zur Auflösung des Preussischen Landtags berechtigt ist, seine Ersetzung durch Herrn von Papen und damit die Schaffung jener Voraussetzungen die zur Auflösung des Preussischen Landtags erforderlich sind. Die Verordnung war kaum erlassen, als das Dreimännerkollegium in seiner neuen, durch Verordnung erzwungenen Zusammensetzung zusammentrat und mit den Stimmen der Herren Kerl und Papen die Auflösung des Preussischen Landtags beschloss. Der Präsident des Staatsrats, Adenauer, enthielt sich der Stimme mit der Begründung, dass die Verordnung des Reichspräsidenten, die Herrn von Papen die Befugnisse des preussischen Ministerpräsidenten überträgt, verfassungswidrig ist. Diese Auffassung wird von namhaften Juristen geteilt. Die Mitglieder der "Hoheitsregierung" haben deshalb noch am Montag den Staatsgerichtshof angerufen. Allerdings wird dem Urteil des höchsten deutschen Gerichts, das wahrscheinlich erst nach den Neuwahlen zu erwarten ist, nur noch theoretische Bedeutung beizumessen sein. Immerhin könnten dem Zustand, dass man heute an höchster Stelle des Reiches alles bejaht, was vorgelegt wird, durch ein positives Urteil des Staatsgerichtshofes für die Zukunft gewisse Schranken gesetzt werden.

Mit der Beschaffung von Arbeit und Brot wollte die Hitler-Regierung nach allen Erklärungen, die vorher von nationalsozialistischer Seite abgegeben worden sind, ihr Werk, ihre Errettung unseres Volkes aus dem Sumpf, beginnen. Begonnen hat sie es mit zwei Notverordnungen, die ihrem eigenen Schutz und ihrer Machtvollkommenheit dienen und über die, die von ihnen betroffen werden, das Gegenteil von dem so oft verheissenen Glück bringen können. So haben kaum acht Tage Hitler-Regierung genügt, um Millionen die Augen zu öffnen über Theorie und Praxis der Nazi-Partei. Dass wir auf diese Gegensätze immer und immer wieder hinweisen, kann uns keine Notverordnung, so drakonisch sie auch sein mag, verbieten.

-----

SPD. Stuttgart, 6. Februar (Eig. Drahtb.)

In der Nacht zum Montag geriet in Gönningen im Oberamt Reutlingen der Kommunist Bader, der von einer Gauturnfahrt zurückkam, in Streitigkeiten mit Leuten eines freiwilligen Arbeitsdienstlagers, in deren Verlauf er von dem 22jährigen Rechnungsführer des Arbeitsdienstlagers Späth durch drei Revolver-schüsse getötet wurde.

-----

SPD. Die erste Notverordnung der Hitler-Regierung trägt den stolzen Titel "zum Schutze des deutschen Volkes". Sie zerfällt in vier Abschnitte und 24 Paragraphen, die dehnbar sind wie Gummi. Ihre Auslegungsmöglichkeit ist unerschöpflich. Die Presse- und Versammlungsfreiheit existiert nicht mehr!

Der erste Abschnitt umfasst sechs Paragraphen und verordnet: Alle öffentlichen politischen Versammlungen in geschlossenen Räumen und unter freiem Himmel sowie die Umzüge müssen 48 Stunden vorher polizeilich angemeldet werden. Ist die "Besorgnis" für eine unmittelbare Gefahr der öffentlichen Sicherheit vorhanden, so kann die Versammlung oder Veranstaltung verboten werden. Die Polizeibehörde ist zur Ueberwachung jeder Versammlung berechtigt. Eine Zurückweisung der Ueberwachungsbeamten gilt als Auflösungsgrund.

Auflösungsgründe sind ferner: wenn der Redner zum Ungehorsam gegen Gesetz und Verordnungen auffordert oder anregt, wenn Einrichtungen oder leitende Beamte des Staates beschimpft oder böswillig verächtlich gemacht werden; wenn eine Religionsgesellschaft beschimpft oder zu Gewalttaten aufgefordert wird. Der Reichsinnenminister kann für das ganze Reichsgebiet oder für einzelne Landesteile Partei-Uniformen und Kundgebungen unter freiem Himmel verbieten. Die Landesbehörden dürfen dies nur für bestimmte abgegrenzte Ortsteile.

Zweiter Abschnitt der Verordnung: "Druckschriften" (Presse). Die Polizei hat ohne den Richter das Beschlagnahme-Recht für alle Druckschriften, wenn ihr Inhalt geeignet ist, die öffentliche Sicherheit und Ordnung zu gefährden. Beschliesst nachträglich ein angerufenes Gericht die Freigabe, so kann der Staatsanwalt sofort Beschwerde einlegen. Er erreicht dadurch die aufschiebende Wirkung des Gerichtsbeschlusses.

Ein Verbot periodischer Druckschriften und Zeitungen kann erfolgen: wegen Verrats militärischer Geheimnisse; wenn ein Artikel zum Ungehorsam gegen Gesetze oder Verordnungen auffordert oder anregt; wenn zu Gewalttätigkeiten angereizt oder begangene Gewalttätigkeiten verherrlicht werden; wenn zu einem Generalstreik oder zu einem Streik in einem lebenswichtigen Betrieb "angereizt" wird; wenn ein Artikel Organe, Einrichtungen, Behörden oder leitende Beamte des Staates beschimpft oder böswillig verächtlich macht; wenn eine Religionsgesellschaft, ihre Gebräuche, Einrichtungen und Gegenstände beschimpft oder verächtlich gemacht werden; wenn offensichtlich unrichtige Nachrichten verbreitet werden, wodurch lebenswichtige Interessen des Staates gefährdet werden. Verantwortlich zeichnende Schriftleiter, die die Immunität eines Parlamentes genießen, rechtfertigen ebenfalls ein Verbot.

Das Verbot dauert bei Tageszeitungen bis vier Wochen, bei Wochenschriften usw. bis sechs Monate. Ein zweites Verbot, innerhalb drei Monaten nach dem ersten, kann bei Tageszeitungen auf sechs Monate, bei Wochenschriften auf ein Jahr ausgedehnt werden. Jedes Verbot umfasst gleichzeitig sämtliche Kopfblätter und Ersatzschriften.

Eine fremde Zeitung oder Druckschrift, die von ihrem Verleger als Ersatz für ein verbotenes Blatt geliefert wird, verfällt ebenfalls dem Verbot. (Dauer wie oben) Wird diese fremde Zeitung aus einem anderen Landesteil geliefert, so hat die Verbotsstelle die betreffende fremde Landesbehörde um ein Verbot der Ersatzzeitung zu ersuchen. Weigert sich diese fremde Landesbehörde, so muss die Verbotsstelle den Reichsinnenminister benachrichtigen, der das Erför-

derliche veranlasst.

Beschwerden sind zulässig. Wenn eine Beschwerde nicht fünf Tage nach der Einreichung dem Reichsinnenminister weitergeleitet worden ist, so ist das Verbot automatisch aufgehoben.

Zeitungen und Druckschriften, die aus dem Ausland kommen, können im Inland bis zu sechs Monaten verboten werden.

Politische Geldsammlungen auf der Strasse und durch Listen können von der obersten Landesbehörde verboten werden.

Den Schlussreihen bilden die Strafen. Öffentliche Aufforderung zur Gewalt wird mit Gefängnis nicht unter drei Monaten bestraft. Eine Höchstgrenze ist nicht festgesetzt. Bei mildernden Umständen ist die Mindeststrafe ein Monat. Wer eine verbotene Zeitung oder Zeitschrift herausgibt, verlegt, druckt oder verbreitet, oder eine im Inland verbotene ausländische Druckschrift, wird mit Gefängnis nicht unter drei Monaten bestraft; daneben kann auch noch auf Geldstrafe erkannt werden. Vergehen gegen das Pressegesetz werden bis zu einem Jahr geahndet, wenn durch die gegen das Pressegesetz verstossende Druckschrift politischen Inhalts das Verbrechen des Hochverrats oder ein Vergehen gegen die Vorschriften über verbotene Vereine oder über verbotene Druckschriften usw. begründet wird. Im Rückfall ist die Strafe Gefängnis nicht unter drei Monaten. Wer von illegalen Druckschriften Kenntnis hat und keine Anzeige erstattet, wird ebenfalls bis zu einem Jahr Gefängnis bestraft; ausgenommen sind Verwandte und Geistliche.

Unter den Strafen rangiert auch die Schutzhaft. Sie kann wegen Verdacht des Verrates militärischer Geheimnisse erfolgen, oder wegen unbefugten Tragens einer Waffe. Wird nicht gerichtliche Untersuchungshaft verhängt, so ist die polizeiliche Haft nach spätestens drei Monaten aufzuheben. Gegen die Anordnung der polizeilichen Haft ist die Beschwerde im Dienstaufsichtsweg zulässig. Bestreitet der Verhaftete die ihm zur Last gelegte Tat, so hat auf seinen Antrag über die Frage, ob dringender Tatverdacht vorliegt, der Amtsrichter des Bezirks zu entscheiden, in dem die Haft vollstreckt wird; verneint dieser Amtsrichter dringenden Tatverdacht, so ist die Haft aufzuheben, ebenso, wenn in dem wegen der Tat eingeleiteten Strafverfahren eine gerichtliche Entscheidung dringenden Tatverdacht vereint.

Räumlichkeiten, die als Parteiquartiere dienen, können unter bestimmten Voraussetzungen polizeilich geschlossen werden. Handelt es sich um Gastwirtschaften, so kann die Konzession bis zur Dauer von einem Jahr entzogen werden. Beschwerde ist nur im Dienstaufsichtsweg zulässig. Der Reichsinnenminister kann jederzeit die Aufhebung der Massnahme anordnen.

SPD. Hannover, 6. Februar (Eig. Drahtb.)

Die KPD ist seit langem stark von Nazi-Spitzeln durchsetzt. In Hannover gelang es dieser Tage einen dieser Provokateure zu entlarven.

In der städtischen Lagerbierbrauerei war ein eifriger RGO-Funktionär beschäftigt, der dauernd die radikalsten Phrasen drosch und in einer kommunistischen Betriebszeitung fortgesetzt den Betriebsrat und die Verbandsleitung mit erlogenen Gemeinheiten anpöbelte. Als es der Belegschaft zu bunt kam, beschloss sie in einer Betriebsversammlung, nicht mehr mit diesem Kerl zusammenzuarbeiten. Die Direktion schloss sich dem Wunsch ihrer Belegschaft an und erklärte dem Spitzel, dass er nicht weiter beschäftigt werde. Tags darauf erschienen bei der Betriebsdirektion zwei Beauftragte der NSDAP und verlangten die Wiedereinstellung ihres Mitgliedes. Es stellte sich heraus, dass der Lämp bereits seit 1½ Jahren Mitglied der NSDAP war und, wie er selbst zugab, bei der RGO als Spitzel wirkte. Unter dem Druck des Eingeständnisses dieses Spitzels gab schliesslich auch die RGO zu, dass der Entlarvte die Schmutzarti-

kel in ihrer Betriebszeitung verfasst hatte.

Die Klage auf Wiedereinstellung, die der entlassene RGO-Nazi beim Arbeitsgericht anstrebte, wurde abgewiesen. Der Vorfall zeigt, wie vorsichtig die Arbeiter gegenüber radikalen Phrasendreschern in den Betrieben sein müssen.

-----

SPD. Ueber die Auffassung des Preussischen Staatsministeriums zur Verordnung des Reichspräsidenten zur Wiederherstellung geordneter Verhältnisse in Preussen vom 6. Februar 1933 wird folgendes mitgeteilt:

"Die Preussischen Staatsminister erheben schärfsten Widerspruch gegen die Beschuldigung, dass das Land Preussen seine Pflichten gegenüber dem Reich verletzt habe. Die amtliche Begründung der Reichsregierung zu der Verordnung sieht das angebliche Verschulden des Landes Preussen darin, dass der Preussische Landtag keine Mehrheitsregierung gebildet und sich nicht aufgelöst habe und dass der Ministerpräsident dazu mitgewirkt habe, dass die Auflösung unterblieb.

Demgegenüber wird zunächst folgendes festgestellt: Die Bildung einer Mehrheitsregierung durch die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei und das Zentrum scheiterte daran, dass die Reichsregierung ihrerseits keine verpflichtende Zusicherung abgab, dass sie nach Bildung dieser Regierung den für Preussen eingesetzten Reichskommissar zurückziehen werde.

Zur vorzeitigen Auflösung eines Landtages besteht im übrigen keinerlei rechtliche Pflicht, geschweige denn eine Pflicht gegenüber dem Reich. Die Reichsregierung hatte nicht einmal eine Aufforderung zur Auflösung an die preussische Regierung gerichtet. Es lag lediglich der Wunsch der nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei und des Landtagspräsidenten Kerrl vor. Für die Nichtauflösung des Landtages im jetzigen Zeitpunkt war wesentlich, dass in der augenblicklich unruhigen Zeit nicht beide Parlamente in der Reichshauptstadt gleichzeitig vollständig ausgeschaltet werden können.

Wenn die Reichsregierung ferner hervorhebt, dass die Preussenregierung sich zu ihrer Information der preussischen Akten und Beamten bedient habe, so ist dazu festzustellen, dass dies der preussischen Regierung durch die Verordnung des Reichspräsidenten vom 18. November 1932 vorgeschrieben worden ist. Dort heisst es ausdrücklich in Nr. 10, dass den Ministern die mit der Bearbeitung der ihnen verbliebenen Aufgaben betrauten Ministerialbeamten zum Vortrag zur Verfügung zu stellen und Akten vorzulegen sind. Hiervon haben die Minister sparsamsten Gebrauch gemacht.

Wenn die jetzigen Zustände unbefriedigend sind, so beruht das auf der Einsetzung und Umgestaltung des Reichskommissariats und der wenig entgegenkommenden Ausführung der Entscheidung des Staatsgerichtshofes durch den Reichskommissar, die in vielen Punkten dem Sinn der Entscheidung widerspricht.

Die neue Verordnung verstösst hiernach gegen die Reichsverfassung und gegen die Grundsätze der Entscheidung des Staatsgerichtshofes.

Die preussische Staatsregierung wird unverzüglich die Entscheidung des Staatsgerichtshofes anrufen. "

-----

SPD. Paris, 6. Februar (Eig. Drahtb.)

Eine vom Minister für die Handelsmarine eingesetzte technische Untersuchungskommission ist einstimmig zu dem Ergebnis gelangt, dass die Vernichtung der "Atlantique" auf Brandstiftung und nicht auf Kurzschluss zurückzuführen sei. Der Bericht der Kommission ist der Staatsanwaltschaft von Bordeaux mit der Bitte übermittelt worden, sofort ein Strafverfahren gegen Unbekannt einzuleiten.

SPD. Die kommunistische Reichstagsfraktion hat am Montag bei einem Presseempfang die Befürchtung ausgesprochen, dass die kommunistischen Wahl-  
listen nach Schluss der Einreichungsfrist für ungültig erklärt werden könnten  
sie behauptet, sichere Nachrichten darüber zu haben. Im weiteren Verlauf der  
Erklärungen, die ein kommunistischer Reichstagsabgeordneter abgab, wurde alle  
Schuld an der gegenwärtigen Situation der Sozialdemokratischen Partei wie den  
Gewerkschaften zugeschoben. Der sozialdemokratische Gedanke eines Nicht-  
angriffspaktes zwischen SPD und KPD wurde als eine Phrase abgetan. Die Ein-  
heitsfront der Arbeiter sei nur möglich, wenn die Arbeiterschaft den Aufrufen  
der KPD folge.

-----

SPD. Darmstadt, 6. Februar (Eig. Drahtb.)  
Der hessische Landtag lehnte am Montag den nationalsozialistischen Antrag  
auf Auflösung des Hessenparlaments und Änderung des Wahlrechts durch Herab-  
setzung der Abgeordnetenzahl von 70 auf 48 ab. Die Kommunisten haben ihren  
Auflösungsantrag in letzter Stunde zurückgezogen. Sie stimmten gegen den na-  
tionalsozialistischen Auflösungsantrag.

-----

SPD. Der Dreimänner-Ausschuss, der zur Auflösung des Preussischen Land-  
tags berechtigt ist, beschloss am Montag abend in der durch die Verordnung  
des Reichspräsidenten gegebenen neuen Zusammensetzung nach zweistündiger Sit-  
zung mit den Stimmen des Reichskommissars von Papen und des Landtagspräsi-  
denten Kerrl die Auflösung des Preussen-Parlaments zum 4. März. Die Neuwahlen  
sollen am 5. März stattfinden.

Der Präsident des Preussischen Staatsrats Dr. Adenauer beteiligte sich  
an der Abstimmung nicht und begründete seine Haltung folgendermassen: Die  
Verordnung des Reichspräsidenten vom 6. Februar widerspricht dem Art. 17 der  
Reichsverfassung und den vom Staatsgerichtshof in dem Urteil vom 25. Oktober  
1932 daraus gezogenen Folgerungen. Ich bin daher nicht in der Lage, anzuer-  
kennen, dass der Herr Reichskommissar von Papen das nach Art. 14 der preussische  
Verfassung dem Ministerpräsidenten zustehende Recht auszuüben befugt ist. Ich  
lehne es daher ab, an der Abstimmung teilzunehmen und verweise in sachlicher  
Hinsicht auf meine Erklärung vom 4. Februar.

+ + +  
Der Nazi-Präsident des Preussischen Landtags hat den Ständigen Ausschuss  
des Preussenparlaments für Dienstag abend 8 Uhr zu einer Sitzung einberufen,  
um dem Ausschuss Gelegenheit zu geben, zum Termin der Neuwahl des Preussischen  
Landtags Stellung zu nehmen. Nach dem preussischen Landeswahlgesetz wird der  
Tag der Neuwahl im Einvernehmen mit dem Ständigen Ausschuss bestimmt. Das kom-  
missarische Staatsministerium wird dem Ausschuss als Termin den 5. März vorschle-  
gen. Sollte die Mehrheit des Ausschusses, was nach Ablehnung des nationalso-  
zialistischen Auflösungsantrages im Landtag wahrscheinlich ist, dem Vorschlag  
des Staatsministeriums nicht zustimmen, so rechnet man in parlamentarischen  
Kreisen damit, dass das kommissarische Staatsministerium den Wahltermin auf den  
5. März durch eine auf der Dietramszeller Notverordnung des Reichspräsidenten  
beruhenden Verfügung festlegen wird.

-----

SPD. Duisburg, 6. Februar (Eig. Drahtb.)  
Am Montag kam es in Duisburg während der Beerdigung des bei den Homber-  
ger Unruhen getöteten Nationalsozialisten Paffrath zu blutigen Auseinander-  
setzungen. Eine Frau wurde getötet, mehrere Personen wurden schwer verletzt.

Der erste Zwischenfall ereignete sich etwa 300 Meter vor dem Duisburger Polizeipräsidium, als mehrere Schüsse fielen, die angeblich aus einer in der Nähe gelegenen Villa abgegeben worden sind. Die Polizei, die ohne Eingreifen der SA und SS zweifellos die Situation beherrscht hätte, war infolge des Vorstürmens der Zugteilnehmer nicht in der Lage, ein Handgemenge zu verhindern. Es gab einen Schwer- und zwei Leichtverwundete mit Schuss- und Stievertletzungen. Der Leichenzug war bereits längere Zeit wieder in Bewegung, als es zu einem neuen Zusammenstoß, zu einer Art Strassenschlacht kam. Die Umstände waren bis abends noch nicht geklärt. Vorläufig werden ein Toter und fünf Schwerverletzte gemeldet. Die Meldung, dass die Kommunisten Barrikaden errichtet hatten und sich an dem Bahndamm, an dem die Beerdigung vorbeiführte verschanzt hatten, entspricht nicht den Tatsachen.

-----

SPD. Chemnitz, 6. Februar (Eig. Drahtb.)

Die Chemnitzer Nazis haben an ihren Reichsinnenminister Frick ein Telegramm gerichtet, in dem ein Verbot der Chemnitzer Volksstimme wegen einiger in der vorigen Woche veröffentlichter Karikaturen und ferner ein Verbot aller sozialdemokratischen und kommunistischen Kundgebungen unter freiem Himmel in Chemnitz verlangt wird. Als Grund des Versammlungsverbots werden die blutigen Zwischenfälle vom Sonntag angeführt.

Die telegraphische Schilderung der Zusammenstöße hält keiner objektiven Nachprüfung stand. Es wird verschwiegen, dass eine nationalsozialistische Fahnenkompagnie während der Kundgebung der Eisernen Front auf der am Theaterplatz vorbeiführenden Strasse Aufstellung nahm und durch Musikstücke, sowie durch Pfeifen und Johlen Störungen verursachte. Nach einer geltenden sächsischen Verordnung ist die Polizei verpflichtet, politische Kundgebungen gegen Störungen durch Andersdenkende zu schützen. Hätte die Polizei den Aufmarsch der Nationalsozialisten nicht geduldet, so wäre es wahrscheinlich nicht zu Konflikten gekommen.

In dem Telegramm heisst es weiter, dass der ermordete Reichsbannermann Fischer durch einen Seitengewehrstich von der Polizei getötet worden sei. Diese Angaben würden durch den Polizeibericht bestätigt. Auch das ist unwahr. Die Polizei erklärt in ihrem amtlichen Bericht, dass der Jungbannermann Fischer während eines Zusammenstoßes mit Nationalsozialisten durch einen Stich getötet wurde. Sie bestreitet auf das Entschiedenste, dass der tödliche Stich von einem Polizeibeamten ausgeführt worden ist.

Am Montag ist es in Chemnitz wieder zu neuen Zusammenstößen gekommen. Wieder gab es zahlreiche Verletzte. Ein SA-Mann wurde von Kommunisten niedergestochen. Zwei Kommunisten erlitten schwere Stichverletzungen durch nationalsozialistische Messerhelden. Zwei Nationalsozialisten wurden verhaftet. Bei einem fand man einen Totschläger.

-----

SPD. Magdeburg, 6. Februar (Eig. Drahtb.)

Der Unterbezirksvorsitzende der Sozialdemokratischen Partei für den Kreis Osterburg in der Provinz Sachsen namens Gose wurde in Seehausen (Altmark), als er einem Naziumzug zusah, von Nazis mit Stöcken auf der Strasse niedergeschlagen und derartig verletzt, dass er wahrscheinlich Zeit seines Lebens ein Krüppel bleiben wird. Ausserdem verbrannten ihm die Kameraden Hitlers mit brennenden Fackeln das Gesicht. In schwerverletztem Zustande wurde Gose ins Krankenhaus gebracht.

-----

SPD. München, 6. Februar (Eig. Drahtb.)

Die Absetzung der Preussischen Hoheitsregierung wird in offiziellen bayerischen Regierungskreisen als eindeutiger Verfassungsbruch und als vollendeter Staatsstreich angesehen.

Diese Ueberzeugung wird mit dem Urteil des Obersten deutschen Verfassungsgerichtshofes begründet, in dem klar ausgesprochen ist, dass mit Hilfe des Artikels 48 ein solches Vorgehen gegen die Länder mit geschäftsführenden Regierungen auf dem Weg über Reichskommissare verfassungsmässig unzulässig ist. Die jetzige Handhabung des Artikels 48, so wird erklärt, ist umso rechtswidriger, als bei objektiver Beurteilung der Vorgänge im Reich die Tatsache von niemand bestritten werden kann, dass die angeblich unerträglichen Verhältnisse in Preussen vom Reich selbst durch die Einsetzung seiner Kommissare geschaffen worden sind. Die durch das Urteil des Staatsgerichtshofes aufgerichtete Schranke sei aber für jede Gewalt im Reich, auch für die höchste in der Hand des Reichspräsidenten, unüberschreitbar. Am allerschärfsten wird die auf diese Weise diktierte Auflösung des Preussischen Landtages verurteilt und erklärt, dass gerade die Volksvertretung eines Landes zu den diktaturfesten Unantastbarkeiten der Länderhoheit gehört, was der Staatsgerichtshof ausdrücklich festgestellt habe. Bayern erblickt deshalb in dem Weg, der von der jetzigen Reichsregierung beschritten wird, die allergrösste Gefahr für die Einheit des Reiches und wird dagegen den allerschärfsten Protest leisten.

-----

SPD. Köln, 6. Februar (Eig. Drahtb.)

In der Kölner Innenstadt eröffneten am Montag früh SA-Leute ohne jeden Grund ein Pistolenfeuer auf sechs Arbeiter. Zwei Arbeiter wurden durch Bauch- und Kopfschüsse, eine 50 Jahre alte Frau durch einen Lungenschuss schwer verletzt. Ein Arbeiter erhielt einen Armschuss. Die drei Schwerverletzten wurden ins Krankenhaus gebracht. Bei einer Durchsuchung des Naziheims in der Sternengasse wurde die Polizei mit Biergläsern beworfen. Ein SA-Führer wurde verhaftet

-----

SPD. Lübeck, 6. Februar (Eig. Drahtb.)

Reichstagsabgeordneter Leber hat aus dem Lazarett des Untersuchungsgefängnisses heraus einen Appell an die Lübecker Arbeiterschaft gerichtet, in dem er bekanntgibt, dass er seine Haftbeschwerde zurückgezogen hat, um gemeinsam mit dem verhafteten Reichsbannermann Rath die Freiheit wiederzuerlangen.

Inzwischen hat sich eine Fülle von Material angehäuft, aus dem eindeutig hervorgeht, dass es sich bei dem Ueberfall auf Leber um ein planmässiges Mordattentat handelte. Mit aufsehenerregenden Enthüllungen über die Mordpläne der Lübecker Nationalsozialisten ist in den nächsten Tagen zu rechnen.

-----

SPD. Paris, 6. Februar (Eig. Drahtb.)

In der Pariser Automobilfabrik Renault ereignete sich am Montag-Mittag ein schweres Explosionsunglück. Sechs Arbeiter wurden getötet, etwa 60 verletzt. Der Dampfkessel der Elektrizitätszentrale des Werkes flog aus bisher noch nicht bekannten Gründen in die Luft. Durch den Luftdruck wurde das Dach der Elektrizitätszentrale und die Seitenwand zertrümmert. Die herumfliegenden Eisen- und Mauerteile durchschlugen die Wand der neben der Zentrale gelegenen Werkstätte, in der etwa 100 Arbeiter beschäftigt waren. Die Mehrzahl wurde verletzt. Sechs Arbeiter starben auf dem Wege zum Krankenhaus; 30 Arbeiter haben zum Teil recht schwere Verletzungen erlitten, 30 leichtere Verletzungen.

SPD. Chemnitz, 6. Februar (Eig. Drahtb.)

In Glösa bei Chemnitz fand am Sonntag infolge einer Eingemeindung die Neuwahl des Gemeindeparrlaments statt. Es erhielten: Sozialdemokratie 7 Mandate, Kommunisten und Nationalsozialisten je 2 und zwei bürgerliche Listen je ein Mandat. Die Sozialdemokratie hat ihre absolute Mehrheit behauptet und bei 1191 Stimmen rund 90 Stimmen gegenüber der Wahl vom 13. November gewonnen.

-----

SPD. Die flüchtigen Berliner Theaterdirektoren, die Brüder Rotter, haben sich in Liechtenstein niedergelassen, wo sie nach einer Mitteilung der dortigen Regierung, seit Oktober 1931 eingebürgert sind. Liechtenstein liefert seine Staatsbürger zwar nicht aus, kann sie aber vor der Ergreifung, wenn sie seine eng gezogenen Grenzen verlassen, auch nicht schützen. Die Berliner Staatsanwaltschaft stellt durch Haussuchungen und Vernehmungen Ermittlungen darüber an, wie es den Brüdern Rotter möglich gewesen ist, Deutschland zu verlassen und ihre "Heimat" zu erreichen.

Die Brüder Rotter haben sich vermutlich weniger aus Furcht vor dem Staatsanwalt, als aus steuerlichen Gründen in Liechtenstein für den üblichen Gegenwert von 20 000 Franken Schweizer Währung einbürgern lassen, denn das 157 qkm grosse Land, das keinerlei Militär und nur vier Mann Polizei hat und dessen Regierung, Landtag, Gericht, Standesamt, Gefängnis und Finanzamt in einem einzigen Gebäude untergebracht sind, zeigt sich begreiflicherweise in geldlicher Hinsicht nur wenig anspruchsvoll: auf 1 Million Schweizer Franken Kapital kommen jährlich nur 3600 Franken Steuern.

-----

SPD. Genf, 6. Februar (Eig. Drahtb.)

In Fortsetzung der Generalaussprache über den französischen Abrüstungsplan erklärte am Montag zur allgemeinen Ueberraschung der Vertreter Polens, dass die Sicherheitsideen des französischen Plans keine Aussicht auf Verwirklichung haben könnten. Man müsse sich auf die praktisch möglichen Punkte beschränken und nicht nutzlos debattieren über Aufgaben, die den Rahmen dieser Konferenz überschritten. Die Generalkommission müsse am Schluss dieser Aussprache ein Programm ihrer Arbeit aufstellen. In die Konvention müssten vor allem die Verbote des chemischen Kriegs, der Angriffswaffen für Land, See und Luft sowie der privaten Waffen- und Munitionsherstellung aufgenommen werden; ferner die Kontrolle der Abrüstung und des Handels mit Kriegsmaterial.

Für die Sowjetunion warnte Litwinow vor einer Sicherheitsdebatte, die nur die Abrüstung hinausschieben könnte. An einem rein europäischen Sicherheitsplan könne Russland nicht teilnehmen. Für Sanktionen sei ein internationales Organ notwendig, dessen Entscheidungen gegenüber der Sowjetunion schwerlich objektiv sein könnten. Dazu gebe es eine Menge Vorwände für einen Angriff, sogar eine Theorie, die den Krieg rechtfertige zur Sicherung des Friedens. Daher müsse zuerst eine internationale Begriffsbestimmung aufgestellt werden darüber, was ein Krieg sei und was ein Angriff. Litwinow legte zu diesem Zweck einen Entschliessungsentwurf zur Bestimmung des Angreifers vor, wonach derjenige Staat als Angreifer zu bezeichnen sei, der zuerst irgendwie gemeinsame Handlung, Besetzung oder Blockade gegen einen anderen ergreife.

-----

SPD. Die einzige Klammer, die die Harzburger zusammenhält, ist der gemeinsame Hass gegen die organisierte Arbeiterschaft und das Bestreben, ihren politischen und wirtschaftlichen Forderungen entgegenzutreten. Darüber hinaus gibt es keine Einheitlichkeit. Vielmehr misstraut der eine der Beteiligten dem anderen, und jeder möchte sich von den Fesseln befreien, die ihm die Mitarbeit des Partners auferlegt.

Bezeichnend ist der Klage- und Warnruf, den die "Kreuz-Zeitung", das Organ des Stahlhelms erhebt. Sie fragt besorgt, ob die Nationalsozialistische Partei den Ausschliesslichkeitsstandpunkt wieder aus der Schublade hervorholen wolle, und fügt hinzu, dass durch die Art und Weise der Eröffnung des Wahlkampfes schon viel von der Gläubigkeit und dem Vertrauen, das die Bildung der neuen Reichsregierung in allen Teilen des nationalen Deutschlands geweckt habe, wieder merklich zusammengesunken sei.

Das Blatt hat sicher recht, und es könnte sich zur Begründung seiner Befürchtungen auf zahlreiche Artikel und Reden aus dem Hitlerlager berufen. Wir zitieren des Beispiels halber aus einer Rede, die ein Dr. Schlange, Führer der Nationalsozialisten in Köslin, gehalten hat, nur die folgenden Sätze :

"Nach Aussen hin scheint es, als wenn wir alle geschlossen in grösster Verbrüderung mit den Auchnationalen, den Deutschnationalen, Stahlhelmen usw. stünden, als ob wir ein bisschen Harburg mimten. Aber diese Regierung ist noch keine nationalsozialistische Regierung. Wir geben uns damit nicht zufrieden. Das möchten wir allen in die Ohren schreien. Unser Ziel ist ein sozialistisches Deutschland. Das Rückgrat der nationalsozialistischen Bewegung ist der Sozialismus. Die anderen Herren sind aufgegangen in wirtschaftlichen Fragen, in Materialismus. Mit dieser Regierung, das kann ich ganz offen aussprechen, werden wir nicht lange zusammenarbeiten. Wir sind nicht für den schönen Likör "Mampe halb und halb"."

Ueber den "Sozialismus" des Herrn Schlange braucht kein Wort verloren zu werden. Aber seine Abneigung gegen die Harzburger Brüder scheint ehrlich zu sein.

-----

Schluss des politischen Teils. - Auf Wiederhören

Dienstag-Vormittag 7 Uhr auf Welle 2850.

# Aus aller Welt

Widerlegter Blödsinn.

Das Kaiser Wilhelm-Institut über den Rassenwahn.

SPD. Die deutschtümelnde Partei, die ausser "Sozial" noch ein "National" im Namen führt, hat in fast allen Wissenschaften, in Religion, Philosophie, Rechtskunde und Medizin, scharf umgrenzte Bezirke mit eigenem Inhalt erfüllt. So sind wesentliche Lehren ihrer Rassenkunde: Nur in der reinen Rasse liegt das Heil; am höchsten steht die reine nordische; Verbindungen zwischen reinrassigen Deutschen und den Angehörigen jener Rasse, die sich leicht durch schwarze Haare und schwungvolle Nasenlinie verrät, sind ebenso zu meiden wie die zwischen Negern und Weissen und fast so fürchterlich wie die zwischen Engeln und Teufeln.

Abseits von solcher Scheinwissenschaft wirkt die voraussetzungslose Wissenschaft. Sie geht nicht mit Zu- und Abneigung an die Dinge heran, sondern erforscht schlicht, was diese selber von sich preisgeben. Ein Vertreter dieser Wissenschaft, Professor Dr. Eugen Fischer, Direktor des Berliner Kaiser Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, ein berühmter Führer seines Faches, sprach dieser Tage vor einem kleinen Kreise über Rassenkreuzung, insofern sie sich in der geistigen Leistung äussert, und erteilte jenen nationalsozialistischen Lehren in allen Punkten eine unumwundene Absage.

Das hohe Lied der reinen Rasse ist ein Irrgesang. Wollte man, erklärt Eugen Fischer, auf einem Globus die Gebiete mit gemischter Bevölkerung dunkel übermalen, so würde fast die ganze bewohnte Erdkugel dunkel erscheinen. Wohl liessen Rassen sich unterscheiden; nur seien sie nicht rein. Wo sie sich verhältnismässig wenig mischten, hätten die Menschen keineswegs besondere Vorzüge. So hat man festgestellt, dass in dem von Vermischung verhältnismässig wenig betroffenen Schweden auf 10 000 Einwohner etwa 10 Geisteskranke mehr kommen als in dem mischrassigen Deutschland. Aber in Schweden werden im Durchschnitt auch nicht unwesentlich weniger Menschen geboren als bei uns.

Die nordische Rasse bereitet ihren gedankenlosen Freunden aber auch noch mehr Enttäuschung. Die Herolde nordischen Wesens möchten den kulturellen Fortschritt in allen Ländern am liebsten auf einen nordischen Einschlag der Bevölkerung zurückführen. Das mag insofern zutreffen, als die nordische Rasse, die in Bezirken ihres reinen Vorkommens keineswegs besondere hohe Kulturleistungen aufweist, sich in der Tat dort auszeichnet, wo sie sich mit ebenbürtigen oder nicht stark unterlegenen verwandten Rassen mischt. Von der Gotik über Renaissance und Barok entfaltet sich nach Eugen Fischer und anderen die grosse Kunst und Kultur von Italien bis Norddeutschland in der einen und von Frankreich bis Süddeutschland in der anderen Richtung, das heisst in einer Zone, in der nordische, alpine und dinarische (besonders in den dinarischen Alpen) Rasse sich mischen.

Für das Mischungsergebnis kommt es darauf an, auf welcher Kulturhöhe die ineinander eingehenden Völker stehen. Verbinden Angehörige einer geistig sehr leistungsfähigen Rasse sich mit denen einer minderfähigen Rasse, zum Beispiel Europäer mit Negern, so stehen die Nachkommen geistig ungefähr in der Mitte.

Das bedeutet vom Standpunkt der Höherwertigen freilich ein Herabsteigen, mögen hochbegabte Mischlinge wie Puschkin, Dumas Vater und Sohn und andere auch die Möglichkeit von Ausnahmen auf diesem Gebiet bezeugen, Bezüglich der Kreuzung von Nichtjuden mit Juden bekennt Eugen Fischer überraschender Weise, es gebe keine einzige wissenschaftliche Untersuchung, aus der entschieden hervorgehe, ob diese Mischung erbbiologisch als günstig oder ungünstig anzusehen sei. Freilich sei es etwas anderes, ob ein hochkultivierter Jude oder ein kulturell weniger entwickelter an der Verbindung teilhabe.

Professor Eugen Fischer hält es geradezu für ein Glück, dass unser Volk neben der sicher begabten nordischen Rasse noch andere Bestandteile aufweist, durch deren Zusammenschluss deutsche Kultur erst entstehen konnte. Bei der Verschiedenheit der Einzelbegabungen wäre es unvernünftig, einen Beitrag zum Volksganzen geringer achten zu wollen als den anderen. - Auf die wissenschaftliche Weihe ernster Forscher wie Professor Fischer werden unsere Rassenschnüffler also verzichten müssen.

S.J-y.

+ + +

Wilhelm als Geschäftsmann. Vor dem Berliner Arbeitsgericht fand am Montag ein Termin in einer gegen den früheren Kaiser gerichteten Klage statt. Wilhelm soll dem Geschäftsführer Wolf von der Terrain-Verwertungs G.m.b.H. Wildpark-West 6 200 Mark schuldig geblieben sein. Die Verhandlung wurde auf den 24. Februar vertagt.

Die Wildpark-West G.m.b.H. ist im Mai 1931 gegründet worden. Das Unternehmen sollte den Wildpark bei Potsdam und eine Reihe weiterer Ländereien, die dem Haus Hohenzollern zugesprochen worden sind, parzellieren und verkaufen. Die von Wilhelm eingesetzten Geschäftsführer bekamen 2 000 Mark Monatsgehalt. Der Geschäftsführer Wolf wurde aber als "Bürgerlicher" rasch wieder herausgedrängt. Er behauptet nun, von Wilhelm noch 13 000 Mark zu bekommen, hat aber 6 200 Mark seiner Forderung an die Hansa-Werft abgetreten, da er nicht gegen "seinen König" klagen wolle. Die Hansa-Werft trat somit in der Berliner Verhandlung vor dem Arbeitsgericht als Klägerin auf. Der Vertreter des Kaisers, ein Herr von Winterfeld, lehnte jede Einigung ab.

+ + +

1½ Millionen unterschlagen! Der Warschauer Rechtsanwalt Parzynski hat 1½ Millionen Mark veruntreut. Er wurde verhaftet.

+ + +

Karl Woermann. Im Alter von 89 Jahren verstarb in Dresden der Nestor der deutschen Kunsthistoriker und Museumsdirektoren, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Karl Woermann, der erste Leiter der Dresdener Gemäldegalerie und des Kupferstichkabinetts. In seinem umfangreichen literarischen Schaffen setzte sich der universal gebildete Gelehrte stets für die Förderung der jungen Kunst ein. Im Jahre 1930 veröffentlichte er eine Studie über "Shakespeare und die bildenden Künste". So diente er bis zuletzt dem Werk seines Lebens.

Karl Woermann entstammt einer alten Hamburger Kaufmannsfamilie. Der Reeder Eduard Woermann war sein Bruder.

+ + +

Brandkatastrophe. Ein Teil des belgischen Ardennenstädtchens St. Hubert - die Geburtsstätte der Legende des Heiligen Hubertus - wurde durch Grossfeuer eingeäschert. Der Sachschaden wird auf 50 Millionen Francs beziffert.

# Wirtschaft Technik Handel

## Industrie=Wechsel.

Beseitigung der Tarifverträge. - Kürzung der Löhne und Gehälter um 40 Prozent.

SPD. Die Schwerindustrie hält es an der Zeit, ihre Wechsel zu präsentieren. Sie tut das derart eindeutig, dass auch den dümmsten Nachläufern Adolf Hitlers die Augen über das Spiel, das in den nächsten Monaten in Deutschland gespielt werden soll, geöffnet werden müssten.

Vor allem ist es die schwerindustrielle "Bergwerkszeitung", die entsprechende Forderungen anmeldet. Der Nazibewegung, die sie als "zweite Revolution" gelten lässt, bescheinigt sie, dass sie sich in einem Bunde mit der Reaktion zusammengefunden habe. In diesem Bündnis habe die "zweite Revolution" die Massnahmen der Reaktion durchzuführen: "Reaktion und Revolution sind eins; sie sind als Durchgangsstadium unvermeidlich. Wenn das Notwendige nicht rechtzeitig freiwillig geschieht, dann wird es durch Gewalt erzwungen."

Das ist die Theorie der "Bergwerkszeitung", die der ganzen Atmosphäre in der deutschen Schwerindustrie nur entspricht. Wie das "Notwendige, das man mit Gewalt erzwingen wird" aber aussieht, das sagt uns jetzt Tag für Tag die Bergwerkszeitung in Artikeln, die von bekannten Schwerindustriellen stammen, und namentlich gezeichnet sind. Am deutlichsten ist ein Artikel, der vom Generaldirektor August Rosterg herrührt. August Rosterg war einmal ein kleiner Steiger. Dann machten Krieg und Inflation aus einem kleinen Steiger einen grossen Generaldirektor. Rosterg hat es fertig gebracht, im Handumdrehen Deutschland grössten Kalikoncern, den Wintershallkonzern, unter seine Herrschaft zu bringen. Allerdings muss man bei dieser Leistung Krieg und Inflation gebührend berücksichtigen. Dieser Rosterg hat Ehrgeiz. Sein wirtschaftliches Ziel ist der Kalitrust. Darum kämpft er nun schon seit Jahren und rückt diesem Ziel immerhin näher und näher. Andererseits fühlt er sich als Scharfmacher. Er, der den breiten Schichten entstammt, trägt in sich die Berufung, des Arbeiterfeindes. Er ist einer der Förderer der rechtsradikalen Bewegung. Er hat seinen Dispositionsfond nie geschont, wenn es hiess, arbeiterfeindliche Organisationen zu unterstützen. In der Öffentlichkeit hat er immer mit den faschistischen Organisationen geliebäugelt. Schon seit langem weiss man von seiner tiefen Liebe zu den Nazis. Aus seinen Sympathien zu Adolf Hitler hat er niemals Hehl gemacht.

So sieht der Mann aus, der in der "Deutschen Bergwerkszeitung" über Tarifverträge und über Löhne und Gehälter schreibt. An allem schuld - versteht sich natürlich - sei das Tarifsysteem. Das Tarifsysteem richte uns zu Grunde und müsse beseitigt werden, wenn es wieder besser werden soll. So ähnlich stellt sich der kleine Moritz Krise und Krisenursachen vor. Man hätte nichts gegen die dilettantischen Phantastereien eines Rosterg, wenn sie nicht Anspruch darauf machen würden, als Richtschnur für die amtliche Politik zu gelten. Die Phantastereien sehen - wir geben aus dem Artikel Rostergs in der "Deutschen Bergwerkszeitung" einen Teil wieder, - so aus:

"Die Einkommen jedes Staatsbürgers müssen nach und nach im Tempo der Preisermässigung der Waren bis zu 40 % gesenkt werden. Bei den im Staatsdienst befindlichen Menschen - Beamten - muss sofort der Anfang

gemacht werden. Der übrigen Wirtschaft muss empfohlen werden, sofort zu folgen. Alle Tarifverträge und sonstige, die Produktion hemmende Einrichtungen müssen beseitigt werden. Jeder, sowohl Arbeiter wie Angestellter und Unternehmer soll sich sein Brot dort suchen, wo er es am besten findet."

In einer Zeit, wo dem deutschen Volke vor allem Kaufkraft nützt, um aus der Krise herauszukommen, wird hier sinnlose Vernichtung der Kaufkraft propagiert. In einer Zeit, wo Millionen von Menschen ihre Arbeitskraft anbieten müssen, will man die Arbeitskraft auf den Märkten schutzlos machen. Das bedeutet Verderbnis von Millionen von Arbeitern, aber auch Verderben von Millionen von Handwerkern, Kaufleuten, von Millionen Existenzen im Mittelstande. Herr Rosterg produziert eine Ware, das Kali, die im Preis weit überhöht ist, die aber gesetzlichen Preisschutz genießt, wie kaum eine andere Ware. Warum geht dieser Apostel einer brutalen Wirtschaftstheorie nicht hin und verzichtet als erster auf den Preisschutz? Warum gibt er nicht der Landwirtschaft billiges Kali? Warum strebt Herr Rosterg seit Jahr und Tag nach dem Kalitrust? Doch nur deshalb, um durch monopolistische Mittel die Kalipreise noch weiter zu steigern! So sehen die Vertreter der Theorie der freien Wirtschaft aus: Schutzlosigkeit für die Arbeitskraft, aber Preisschutz für Kartelle und Monopole.

Es passt nur zum Bilde Rostergs, wenn er verlangt, dass die vorgesehenen Mittel für die öffentliche Arbeitsbeschaffung in Form von Steuerermässigungen an das Unternehmertum gegeben werden. Also zu Trust- und Monopolpreisen will Herr Rosterg noch Subventionen haben.

So sehen die Nazifreunde aus!

---

SPD. Während der Reichslandwirtschaftsminister Hugenberg mit einer neuen Osthilfe und mit neuen Umschuldungsverfahren, deren Kosten natürlich die Steuerzahler und die nicht umgeschuldeten Berufsstände zu tragen haben, schwanger geht, zeigen sich allenthalben die Folgen dieser Bankrottspolitik. Die Landwirtschaft muss neue Maschinen anschaffen und die Landmaschinenindustrie will diese Maschinen gern liefern. Aber, so fragt die Landmaschinenindustrie, wo bleibt das Geld? Die Landwirtschaft weiss sich keinen anderen Rat, als dass sie vom Reich eine Bürgschaft für ihre Maschinenschulden verlangt. Das Reich aber hat kein Geld. Anderweitig liegen die Dinge noch viel schlimmer. Zu denjenigen, die bei der bisherigen Osthilfe Federn liessen, gehören die Handwerker in Ostelbien. Das gesamte Handwerk in Ostelbien hat von den umgeschuldeten Grossagrariern seit Jahr und Tag 20 Millionen Mark zu fordern, kann diese Summe aber wegen des Vollstreckungsschutzes usw. nicht erhalten. Es hat in dieser Angelegenheit schon eine Aussprache beim Reichspräsidenten stattgefunden. Auch wurde den Handwerkern gesagt, dass sie bei der Umschuldung voll in bar befriedigt werden sollten. Das Versprechen ist aber nicht eingelöst worden; vielmehr wurde der Vollstreckungsschutz verlängert und Hugenberg projiziert neue Umschuldungsverfahren. Nun stellt der Reichsverband des Deutschen Handwerks fest, dass die so geprellten Handwerker ihr Geld unbedingt brauchten. Aber mit dieser Feststellung ist leider nichts getan. Die gegenwärtige Regierung hat sicherlich kein Ohr für die Nöte des Handwerks.

---

SPD. Trotz des starken Umsatzrückganges hat der Siemenskonzern auch das letzte Krisenjahr verhältnismässig gut überstanden. Die Starkstromgruppe, Siemens-Schuckertwerke A.G., hat zwar auch im Geschäftsjahr 1931/32, wie

schon im vorhergehenden Jahr, einen Betriebsverlust erlitten, der durch Auflösung stiller Reserven voll abgedeckt wird. Siemens & Halske (Schwachstrom) dagegen weist einen Reingewinn von 6,97 gegen 8,60 Millionen aus und verteilt eine Dividende von 7 gegen 9 %.

Die Umsätze im gesamten Konzern sind um 35 % gesunken. Sie betragen nur noch 410 gegen 631 Millionen im vorhergehenden Jahr, während der Höchstumsatz im Konjunkturjahr 1928/29 = 850 Millionen erreichte. Bei Siemens & Halske gingen 45 % und bei den Siemens-Schuckert-Werken fast 54 Prozent des Gesamtumsatzes ins Ausland. Der Geschäftsbericht weist darauf hin, dass der Export für Deutschlands Bevölkerung eine Lebensfrage sei, und stellt fest, dass die Drohung mit den agrarischen Kontingenten und die deutsche Handelspolitik der letzten Monate dem Export des Unternehmens nicht nur auf den nordischen Märkten, sondern auch in Holland und in anderen Staaten schwersten Schaden zugefügt haben.

Die Gesamtbelegschaft ist von rund 99 000 auf 75 000 Ende September 1932 gesunken. In den deutschen Betrieben allein werden jetzt nur noch 59 200 Mann beschäftigt. Seit dem Jahre 1929, wo der Siemenskonzern noch 137 000 Personen im In- und Ausland beschäftigte, sind also im Verlauf der Krise rund 62 000 Arbeiter und Angestellte abgebaut. Wenn auch der Eingang von Aufträgen in den letzten Monaten sich um eine Kleinigkeit gebessert hat, so ist nach den Erklärungen der Verwaltung doch auf absehbare Zeit mit einem Wiederaufbau der alten Stammbesellschaft nicht zu rechnen; im Gegenteil, man scheint sich bei Siemens in einigen Abteilungen noch mit dem Gedanken an eine "weitere Anpassung" der Belegschaft an den geschrumpften Umsatz zu tragen.

SPD. Das Reichsstatistische Amt teilt mit, dass der deutsche Handel mit den europäischen Ländern im verflossenen Jahr einen Ausfuhrüberschuss von 2,1 Milliarden Mark (gegenüber 4 Milliarden Mark im Jahre 1931) ergeben hat. Im Verkehr mit den überseeischen Ländern musste Deutschland einen Einfuhrüberschuss (rund 1 Milliarde gegenüber 1,1 Milliarden im Jahre 1931) in Kauf nehmen. Damit sind wohl die Grundlinien der deutschen Handelspolitik festgelegt.

Die deutsche Wirtschaft verdient im Warenverkehr mit den europäischen Ländern. Der Handel mit den überseeischen Ländern ist Zuschussgeschäft, weil Deutschland aus diesen Ländern unentbehrliche Rohstoffe einführen muss. Die deutsche Handelspolitik muss also den Sinn haben, vor allem mit den europäischen Ländern im handelspolitischen Frieden zu leben. Es ist nur kaufmännisch, wenn man den Kunden, an den man verdient, nicht durch irgendwelche Massnahmen verärgert und vor den Kopf stösst. Leider tut das die deutsche Handelspolitik.

Die Gesamteinfuhr hat sich im Jahre 1932 gegenüber dem Vorjahr um 2,061 Milliarden Mark gesenkt; davon entfallen 61 % auf Warenbezüge aus europäischen Staaten. Die Gesamtausfuhren sind um 3,86 Milliarden Mark zurückgegangen. 81 % entfallen auf die Ausfuhren nach Europa. Hier wird eine schlimme Schere deutlich: die Ausfuhren nach unseren besten Kunden, nach den europäischen Ländern, verringern sich gegenwärtig und verringerten sich schon im Jahre 1932 schneller als unsere Einfuhren aus diesen Ländern. Diese Entwicklung muss mit einem Defizit in unserm Aussenhandel enden.

Verringert haben sich die Einfuhren vor allem aus Grossbritannien, Frankreich, den Niederlanden, der Tschechoslowakei usw.. Für die verringerte Einfuhr aus den überseeischen Ländern kommen die Vereinigten Staaten von Nordamerika und British-Indien in Betracht. Die Ausfuhren nach den europäischen Ländern verringerten sich im Verkehr mit Grossbritannien, dann im Verkehr mit Frankreich, Schweden, der Tschechoslowakei und Belgien-Luxemburg. Im Ueberseeverkehr wurden die Ausfuhren nach Nordamerika, Argentinien, China und Bri-

tish=Indien betroffen.

Wenn man die einzelnen Handelsbeziehungen untersucht, zeigt sich in jedem Fall, dass an dem Ausfuhrückgang die unkluge deutsche Handelspolitik irgendwie beteiligt ist.

---

**SPD. Der Reichsregierung ist es gelungen, die Baisse an der Berliner Wertpapierbörse abzustoppen.**

Die Börse begann am Montag schwach. Gegen 1 Uhr wurde ein Interview Hugenbergs mit einem Pressevertreter bekannt, das die Stimmung sozusagen umwarf. Die Haussepartei hatte damit ihr Stichwort erhalten. Hier und da waren auch Publikumskäufe zu beobachten. Pfandbriefe lagen durchweg gebessert. Altbesitzanleihe konnte sich von 60 auf 62,5 erholen. Bei der hochspekulativen Neubesitzanleihe erfolgte eine Steigerung von 7,60 auf 8,10. Stahlvereinsobligationen besserten sich von 60 auf 63; Schuldbuchforderungen zogen um 3 Punkte an. Die Bewegung am Aktienmarkt wird durch folgende Kurssteigerung charakterisiert: Siemens besserten sich von 124 $\frac{1}{2}$  auf 128 $\frac{1}{2}$ , I.G. Farben von 102 auf 105, Rheinstahl von 68 $\frac{3}{4}$  auf 73,5 und RWE von 83 auf 86,5.

Die Erklärung des Reichsministers Hugenberg ist leider nicht so eindeutig ausgefallen, wie man das im Interesse der Kapitalmärkte gewünscht hätte. Es heisst in Hugenbergs Erklärung, "dass Zwangseingriffe in die bestehenden Zinsvereinbarungen seinen wirtschaftspolitischen Auffassungen ebenso wenig entsprechen, wie sonstiges Herumpfuschen des Staates an Dingen, die sich organisch aus sich selbst entwickeln können. Damit vertrete er, Hugenberg, natürlich nicht die Theorie vom Staate als Nachtwächter. Dass Staat und Wirtschaft an einer organischen Senkung des übermässig hohen Zinsfusses gleichmässig interessiert sind, bedürfte keines Wortes". Die Hugenbergsche Erklärung schliesst mit dem Hinweis, dass die Sicherheit des Sparkapitals wichtiger sei als der Zinsfuss.

Aus dieser Erklärung ist nicht recht schlau zu werden. Sie findet in den Berliner Blättern auch eine durchaus verschiedene Deutung. Der "Berliner Börsencourier" betont, "dass Hugenberg seine Absicht, seinen Entschuldungsplan von 1930 im Kabinett zur Beschlussfassung bringen wolle, nicht dementiert; er könne auch nicht dementieren, da diese Erklärung tatsächlich von ihm selbst kam. Dadurch werde die Wirtschaft beunruhigt". Die "Vossische Zeitung", die kritisiert, dass eine Erklärung, wie sie Hugenberg abgegeben hat, nicht als Verlautbarung des Gesamtkabinetts erscheint, sondern in einer Unterredung mit dem Vertreter eines Parteiorgans, will in der Ankündigung Hugenbergs "Wege zu einer freiwilligen Verständigung sehen. Hugenberg sage aber nicht, wie er sich die organische Zinssetzung denkt." Das "Berliner Tageblatt" stellt fest: "Diese Erklärung ist keineswegs das erhoffte strikte Dementi der umlaufenden Gerüchte; denn dazu ist sie viel zu unbestimmt."

---

#### Amtliche Kartoffelnotierungen.

---

**SPD. Amtliche Berliner Kartoffelpreisnotierung je Zentner waggonfreier märkischer Station: Weisse Kartoffeln 1,20 - 1,30, Rote Kartoffeln 1,30 - 1,40, Gelbfleischige (ausser Nieren) 1,50 - 1,60 RM. Fabrikkartoffeln 8,25 Rpf pro Stärkeprozent frei Fabrik.**

---

## Wieder stärkeres Angebot.

(Berliner Getreidebörse vom 6. Februar.)

SPD. Nachdem die Landwirtschaft, ohne Zweifel auf übersteigerte politische Hoffnungen hin, während der verflossenen Woche mit ihrem Angebot zurückhielt, lag am Montag an der Berliner Getreidebörse wieder stärkeres Angebot vor. Die Wendung wird mit dem Temperaturwechsel begründet. Die veränderten Angebotsverhältnisse wirkten sich auf beiden Märkten nicht aus. Auf dem Promptmarkt konnten, allerdings bei kleinstem Umsatz, die erhöhten Notierungen vom Ende der verflossenen Woche gehalten werden. Am Lieferungsmarkt nahmen die Stützungsstellen das Angebot auf.

	4. Febr.	6. Febr.
	(ab märkische Station in Mark)	
Weizen	188 - 190	188 - 190
Roggen	154 - 156	154 - 156
Braugerste	165 - 175	165 - 175
Futter- und Industriergerste	158 - 164	158 - 164
Hafer	116 - 118	116 - 118
Weizenmehl	22,60 - 25,85	22,65 - 25,90
Roggenmehl	19,90 - 21,80	20,00 - 21,90
Weizenkleie	8,10 - 8,50	8,10 - 8,50
Roggenkleie	8,70 - 9,00	8,70 - 9,00
<u>Handelsrechtliche Lieferungsgeschäfte:</u> Weizen März 207 - 207½ (207½), Mai 209 - 209½ (209½). Roggen März 167¼ - 167¾ (168). Mai 169½ - 169¾ (170½). Hafer März - (-), Mai 129 - 128½ (-).		

## Amtliche Eiernotierungen.

SPD. Preisnotierungen für Eier. Die notierten Preise sind Abgabepreise in Reichspfennig an den Grosshandel ab Waggon oder Lager Berlin nach Berliner Usancen. Festgestellt von der amtlichen Berliner Eiernotierungskommission am 6. Februar. A. Inlandseier: deutsche Handelsklasseneier I. G1, vollfrische Eier, Sonderklasse 65 g und darüber 9,50, Grösse A unter 65 - 60 g 8,50, Grösse B unter 60 - 55 g 8, Grösse C unter 55 - 50 g 7,25, Grösse D unter 50 - 45 g 6. II. G2, frische Eier: Sonderklasse 65 g und darüber 9, Grösse A unter 65 - 60 g 8, Grösse B unter 60 - 55 g 7,50, Grösse C unter 55 - 50 g 6,75, Grösse D unter 50 - 45 g 5,50. Deutsche sortierte Eier, vollfrische Sonderklasse 9,25, Grösse A 8,25, Grösse B 7,75. Deutsche unsortierte Eier 7,25 - 8. Deutsche abweichende, kleine, mittlere und Schmutzeier 5,50. B. Auslandseier: Dänen und Schweden 18er 9, 17er 8,50, 15,50-16er 7,50, leichtere 6,50 - 7. Finnländer, Estländer und ähnliche Sorten 8,75 - 9, 8,25, 7,25 - 7,50, 6,50 - 6,75. Holländer und Belgier und ähnliche Sorten 67 - 69 g 9, 64 - 66 g 8,50, 50 - 63 g 7,75 - 8,25, 56 - 59 g 7,50, leichtere 6,50. Rumänen, Ungarn 6,50. Kleine, Mittel- und Schmutzeier 5 - 5,50. C. Kühlhauseier: Chinesen und ähnliche, normale 5,25 - 6. Witterung: Regen. Marktlage: stetig.

Nr. 11

Berlin, den 6. Februar 1933

### Neue Formen der Ehegemeinschaft.<sup>x</sup>

SPD. Die "freie Verlobung" zwischen zwei jungen Menschen, wie sie das holländische sozialdemokratische Ehepaar Wibaut in seinem Buche "Zukunfts-ehe" (Wordend Huwelijk) als Zwischenform zwischen der eigentlichen Ehe und der absoluten Ungebundenheit empfiehlt, betrifft eins der zentralsten Probleme des Sexuallebens der Jugendlichen unsrer Zeit. Sie eröffnet eine dem Scheitern der späteren Ehe vorbeugende Möglichkeit. Darüber liest man in dem genannten Buche die folgenden Zeilen:

"Das heiratsfähige Mädchen kennt wohl einen jungen Mann, den es gern hat. Ebenso kennt der heiratsfähige junge Mann wohl ein Mädchen, das er leiden mag. Sollen sie heiraten? Sie haben beide Einkommen. Der junge Mann mehr als das Mädchen. Miteinander vielleicht gerade hinreichend, um zusammen zu leben. Aber halten sie genug voneinander, um zu heiraten? Wie man zu sagen pflegt, heiratet man für immer. Bei verschiedenen ihrer älteren Bekannten ist es schlecht abgelaufen. Sie können sich auf jeden Fall verloben. Aber eine Verlobung ist meistens nicht das Mittel, um sich gegenseitig gut genug kennen zu lernen, damit man getrostes Mutes zu einer dauerhaften Verbindung übergehen kann. Eigentlich sollte man eine Zeitlang Mann und Frau sein müssen, bevor man heiratet".

Dass dieser mit der Probeehe der modernen Ehereformer gleichstehende Vorschlag, der lediglich durch die Form der freien Verlobung eine noch leichtere Lösbarkeit des Verhältnisses ermöglichen will, auch in holländischen sozialdemokratischen Kreisen nicht unkritisch aufgenommen wurde, zeigt die romantische Opposition, mit der sich das Ehepaar Pothuis in seinem Buche "So soll die Ehe werden" gegen diese Anregung wendet. Ihrer kritischen Betrachtung entnehmen wir die nachstehenden Ausführungen:

"Echte Verliebtheit, um nun einmal dieses Wort zu gebrauchen, wenn es auch leicht Anlass zu Missverständnis bietet, ist weit mehr nur ein Erwachen des Geschlechtstriebes. Dies Erwachen geschah, namentlich bei dem jungen Manne, wahrscheinlich schon viele Male zuvor, auch wenn es dann nicht mit tieferen Gefühlen verbunden war. Aber jetzt tritt das Mädchen in sein Leben ein. Jetzt greift in sein Leben die junge Frau ein, die den unbestimmten Vorstellungen dessen, was ihm, häufig unbewusst, als Ideal vor Augen schwebte, erst Leben, Farbe und Gestalt gibt. Jetzt ist der Geschlechtsrieb mit allerlei andern Gefühlen verbunden, die auch sein geistiges Leben berühren. Gefühle unsagbarer Sympathie, ausserordentlicher Uebereinstimmung, zu tief für Worte, beinahe zu tief für klar umrissene Gedanken, reden in solchen Phasen eine Sprache, die weit über die nüchtern formulierte Darlegung in "Zukunfts-ehe", wie sie vorstehend zitiert wurde, hinausgeht."

Da beide Bücher von Sozialisten geschrieben wurden, die seit Jahrzehnten im Befreiungskampfe des niederländischen Proletariats ihr Bestes geleistet haben, so ist es begreiflich, dass die Kontroverse dieser beiden Ehepaare weit über die engeren Kreise der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Hollands hinaus ungeheures Aufsehen erregt hat.

Beide sehr gut begründete Auffassungen werden jedoch in ein anderes

Licht gerückt, wenn man die wirklichen Verhältnisse unsrer Zeit in Betracht zieht. Unzählige junge Männer zwischen 20 und 30 Jahren können heute einfach nicht heiraten, weil ihr Einkommen zum Unterhalt einer Familie nicht hinreicht und die Existenzunsicherheit zu gross ist. Unzählige junge Mädchen würden gern heiraten, wenn sie nicht mit Schrecken daran dächten, nachher an einen erwerbslosen Mann gefesselt zu sein und noch überdies durch Kinder in ihrer wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit beeinträchtigt zu sein. Wir haben es hier mit Dingen zu tun, über die uns noch keine Statistik hinreichende Auskunft gibt, und doch scheint es, als ob die Zahl der jungen Menschen, die sich in dieser Lage befinden, eher grösser als kleiner wird. Die freie Verlobung würde in einer Gesellschaft mit keiner oder nur geringer Arbeitslosigkeit sehr schön sein; unter den heutigen Verhältnissen würde sie nur zu einer wilden Ehe mit allen ihren Schattenseiten führen. Alle Liebesromantik ändert an diesen Tatsachen nichts; wenn der junge Mann zehnmal das Mädchen gefunden hat, ohne das er nicht leben zu können glaubt, und bei aller Liebesleidenschaft stempeln muss, dann verfliegt der Rausch sehr schnell, und an eine Heirat ist nicht zu denken.

Wir sind in unserm spätkapitalistischen Zeitalter bei schnell zunehmender Arbeitslosigkeit, falls man nicht zu einer den Vorschlägen des amerikanischen Ingenieurs Scott etwa entsprechenden radikalen Verkürzung der Arbeitszeit übergeht, auf einer Phase angelangt, in der der Fortbestand des gesellschaftlichen Lebens der höchstentwickelten Industrieländer in seiner Wurzel bedroht ist, sofern man sich nicht zu einer grundlegenden Umgestaltung des soziologischen Unterbaues entschliesst. Die Ehescheu muss angesichts der Kosten des heutigen Kleinhaushalts mit seiner unproduktiven Ueberlastung der verheirateten Frau nur noch zunehmen, wenn sich nicht aller Gewohnheit zum Trotz die genossenschaftliche Haushaltungsform mit zentralisierter Küche endlich durchsetzt. Die Zentralküche als vereinzelt Experiment wird sich stets teuer stellen; die Zentralküche hingegen auf breitester Grundlage mit direktem Grosseinkauf aller benötigten Lebensmittel direkt vom Produzenten bei weitgehender genossenschaftlicher Eigenproduktion wird die Nahrungsmittel weit billiger liefern und herstellen können als der heutige Kleinhaushalt mit seiner vielfachen Vergeudung wichtiger Nährstoffe. Die zentralisierte Fernheizung für ganze Städte wird weit ökonomischer wirken als heute Hunderttausende kleiner Heizgelegenheiten mit Kleineinkauf der Brennstoffe. Diese und andre Massnahmen, zu denen teilweise vielleicht noch die kapitalistische Gesellschaft im Interesse ihrer Selbsterhaltung gezwungen sein wird, werden aber erst der Frau bei endlicher Begrenzung ihres Arbeitstages, soweit sie nicht selbst erwerbstätig ist, eine Entlastung verschaffen, die die bis in die Mittelschichten hinein 12 und mehr Stunden täglich schwer arbeitende Hausfrau unsrer Tage sich nicht zu träumen vermag. Selbst bei Durchführung dieser Massnahmen in einer wesentlich noch kapitalistisch eingestellten Gesellschaft würden die Lebensunterhaltskosten sich dann mindestens um 30 % senken, und damit ist auch die materielle Voraussetzung einer veränderten Ausdrucksform des Liebeslebens gekommen.

Man braucht dann einer freien Verlobung im Sinne der Wibauts keineswegs grundsätzlich ablehnend gegenüberzustehen, denn die aus der Romantik des Liebeslebens, wie sie das Ehepaar Pothuis so schön schildert, sich ergebenden Gemeinsame Veredelungsformen. Dass auch das Problem der Verkürzung der Arbeitszeit schon gestreift. Vorläufig aber stehen wir der Tatsache gegenüber, dass der kapitalistische Sumpf augenscheinlich noch tiefer werden muss, bis die befreienden Kräfte der Zukunft im Interesse der Selbsterhaltung der Gesellschaft ihren soziologischen Unterbau zu zerschlagen vermögen.

Otto Burgemeister (Amsterdam)

## Minna wird vereidigt...<sup>x</sup>

SPD. Berlin, Chausseestrasse. Grosser Saal im Kriegervereinshaus. An den Wänden prangen in Goldbuchstaben die Namen glorreicher Siege, - schön geordnet nach Rubriken, 1813, 1866, 1871, - und weil immer noch so viel Platz leer blieb, wurde munter weiter gesiegt in China, Südwestafrika...

Militärmusik schmettert Tschängbum durch den Saal. Verklärt horchen die Frauen, - ein ganzer Saal voll Frauen, bei dieser "Jahreshauptversammlung des Stahlhelm-Frauenbundes". Da sitzen sie, - graue Frisuren, rotwangige Gesichter, wogende Walkürenbusen, - nach Not sieht's hier nicht aus, nach Hunger auch nicht. Warum denn auch? Die Republik zahlt ja gute Pensionen!

Vom schwarzweissroten Vorstandstische her wird geredet, geredet... In scharfem Kommandoton schnarrt es durch den Saal: "Kaiserreich - Erbmonarchie - Fahnenweihe - Eichenlaub" und so weiter. Trompeten intonieren die "Wacht am Rhein". "Es geht ein Ruf zur deutschen Frau" singen sie um mich herum aus pedantisch blau eingeschlagenen Liederbüchern. Die Walkürenbusen wogen höher vor Begeisterung!

Aber nicht deshalb kam ich hierher, - nicht wegen Fahnenweihe und Eichenlaub, nicht wegen wohlbestellter Kaffeetafeln. (Warum auch nicht? Man hat's ja dazu; die Republik zahlt ja gut! Herr Ober, noch'n Apfelkuchen mit Sahne!) Unten im Kellerrestaurant singen die wartenden Ehemänner mit bierseligen Stimmen: "Ich bin ein Preusse"... Na- und? Warum soll Männer nicht ruhig noch 'n Molla auf die Erbmonarchie trinken; die Republik: - siehe oben!

Docj ich warte noch auf etwas andres... 276 Frauen sollen heute neu vereidigt werden. Was sind das für Frauen? Woher kommen sie, die ausgerechnet hierher ihre Kraft und ihren Willen bringen? Sie kommen durch den Mittelgang heran, in der Bundestracht, schwarzer Weste über weisser Hemdbluse, in Reih' und Glied hinter der Fahne. Den Eid haben sie eben geleistet: treu zu sein dem "Stahlhelm", dem Bundesführer, der Führerin, was weisse ich, wem sonst noch. Reden hat's gegeben, alle im gleichen schnappenden Kasernenhoftone. Abzeichen hat man ihnen angesteckt. Und nun kommen sie heranmarschiert durch den singenden, schwatzenden Saal. Derbe Gestalten: pralle Brüste unter den Hemdblusen, die Rösche spannen sich straff um breite Hüften, die frischen, vollen Gesichter haben den etwas verbohrtens Eigensinnsausdruck der jungen Landmädels, die zum ersten Mal in der Stadt im Dienst sind. Junge Dienstmädchen sind das! Emma und Minna, Anna und Martha und Marie, - die hier sich redlich bemühen, im Takte durch den Saal zu marschieren. O ja, sie haben gut gepredigt, die "Gnädigen", die Frau Rittmeister und die Frau Oberpostsekretär im Ruhestande, die Frau Major und die Frau Superintendent; wie haben sie geredet von Volksgemeinschaft und glorreichen Waffen, von gottgewollter Ordnung und Kameradschaft. Kameradschaft, denkt Minna, - und ihr ist ein bisschen dösig im Kopfe vor lauter Blechmusik, vor der "Wacht am Rhein" und dem Deutschlandlied, Vers vier, vor der Fahnenweihe und den Kommandotonreden, - "Kameradschaft" hat der da oben, der Landesführer, doch auch die ganze Zeit gesagt. Eben kommt Minna auf dem Marsch an ihrer "Gnädigen" vorbei. Sie lächelt, die Gnädige, - ein bisschen protzig zu den Bekannten hinüber: Ja, meine Mädchen, die hab' ich richtig im Schwung! - und wohlwollend und mit süßlich verzogenem Munde zu Minna hin: Minna ist doch jetzt Kameradin! Und die ist stolz und geht möglichst gerade, dass die Hemdbluse sich noch mehr spannt über der jungen Brust: "Kameradin!"

Dass die Kameradschaft freilich einen tüchtigen Knacks kriegen wird mit der ersten zerschmissenen Tasse und den ersten angebrannten Bohnen, - und dass sie ganz auseinandergehen wird, wenn Minna endlich doch mal ihren freien Sonntag verlangt, daran denkt Minna jetzt nicht, - Minna, die "Kameradin". Wenn's erst so weit ist, wird sie's ja hoffentlich merken, - wird begreifen,

dass das so leicht nicht ist, dass es zwischen denen, die Osthilfe kriegen, und denen, die ewige Hilfe beziehen, doch nicht so einfach geht mit der "Kameradschaft"! Na, wenn Du's dann wenigstens kapiertest, Minna, dann ist ja noch nicht alles verloren! Freilich: besser wär's schon, Du wüsstest schon jetzt, wohin Du gehörst, - und anstatt hier unter Blechgerede und Blechmusik um die schwarzweissen Kaffeetafeln der Gnädigen zu ziehen, - gingst Du draussen in Reih' und Glied unter den roten Fahnen, - mit Deinen wirklichen Kameraden!

Lore Hergershausen.

---

### Der Lotteriegewinn.<sup>x</sup>

---

SPD. Eines Nachmittags klingelte es. Als die Frau öffnete, sah sie etwas Weisses im Kasten schimmern. Sie nahm den Brief heraus und trug ihn in die Stube. Ihr Herz begann plötzlich laut zu klopfen, als müsste der Brief ein Unglück bringen. Sie las ihn. Vor vielen Wochen hatte sie sich von Bekannten bereden lassen und ein Los gekauft. Das Schreiben kam vom Lotteriekollekteur. Sie hatte 150 Mark gewonnen.

Die Frau setzte sich auf den Stuhl, um nachzudenken. Hundertfünfzig Mark! Das Geld sollte ihnen mit der Post zugeschickt werden. Sie sah es schon vor sich liegen in blanken, neuen Scheinen. Ein Wunder war geschehen. Aber in Gedanken begann sie das Wunder schon in kleine Stücke zu zerschlagen: Feuerung, der Wintermantel für den Mann, die Schuhe. Wäre das Wunder 14 Tage früher gekommen, dann hätte man noch den Garten pachten können. Bei der Ausbietung hatte sie das Geld nicht aufgebracht; ein Anderer war ihnen zuvor gekommen. Morgen gehe ich ein neues Los kaufen, dachte die Frau plötzlich. Ein Wunder ist geschehen. Vielleicht gab es noch mehr, noch schönere Wunder.

Langsam rückte der Nachmittag vorwärts. Die Frau ging in die Küche, das Essen anzurichten. Aber das Geld hatte die Sorgen aufgescheucht wie einen hungrigen Vogelschwarm: Wenn der Mann seine Arbeit behielt, konnte man vielleicht etwas Geld zurücklegen, Wenn er sie verlor, dann taugte das Wunder nichts. Immer hing ihr Leben an einem dünnen Faden, der jederzeit abgeschnitten werden konnte.

Unruhig trat sie wieder in die Stube ans Fenster. Unten auf der Strasse sah sie die Männer aus dem Hause, die schon lange arbeitslos waren. Sie standen auf einem Haufen beisammen und blickten nach den Verkäuferinnen im Lebensmittelgeschäft. Die Frau empfand einen Stich im Herzen: Wenn der Mann wieder den Winter hindurch zu Hause sass, war jeden Tag Streit in der Stube. Ein Mann braucht seine Arbeit; sonst ist nichts mit ihm anzufangen, dachte sie. Das letzte bisschen Wärme zog aus der Stube hinaus. Man konnte ruhig die Fenster mit Tuchstreifen zunageln; die Kälte kam doch und machte sie beide zornig und unzufrieden. So unzufrieden, dass sie sich hätten schlagen mögen mit harten, unerbittlichen Fäusten. Es gab nichts Ordentliches mehr in ihnen. Nichts um dessentwillen es sich gelohnt hätte, auch nur einen einzigen Tag weiter zu leben. Ein schrecklicher Druck presste sie langsam hohl und leer.

Die Frau erschrak - der Zeiger der Uhr stand schon auf vier. Schnell stellte sie die Teller auf den Tisch. Aus der Küche drangen Speisedünste. Sie füllten die Stube an; die Scheiben begannen zu schwitzen. Jeden Augenblick konnte der Mann von der Arbeit heimkehren. Sie war neugierig auf sein Gesicht. "Wir können es gebrauchen", dachte sie. Sie holte den Brief noch einmal hervor und las ihn durch. Das Geld kam ganz leicht zu ihnen auf den Tisch geflattert, dass sie sich wundern musste, wie so etwas überhaupt geschehen konnte. Sonst hatte immer an jeder Mark eine mühselige Stunde ihres Lebens geklebt. Anders war noch nie Geld zu ihnen ins Haus gekommen.

Jetzt klappte im Flur eine Tür. Der Mann trat in die Stube. Wie alle Tage ging es auf die Frau zu. Um ihn zu überraschen, versuchte sie, ein gleichgültiges Gesicht zu machen. Er schnupperte: "Was gibt es?" - "Kraut", sagte die Frau, ohne den Kopf zu heben, "wir essen gleich". Der Mann legte seine Tasche aus der Hand. Der Stuhl knarrte unter ihm. Sein ganzer Körper rutschte in sich zusammen. In seinem Kopfe war ein kleines schwarzes Loch, das ihm wehtat. Er blieb einen Augenblick lang sitzen. "Das Wasser steht da", rief die Frau aus der Küche. Der Mann stand auf und zog seinen Rock aus. "Lies mal!" Die Frau hielt ihm den Brief hin. Der Mann schob das Gesicht über den Bogen. In seinem Schädel rollten unaufhörlich die Maschinen weiter. Die Stimme des Meisters schrie. Das Laufband klapperte. "Verdammt, was ist das mit dem Brief!" Plötzlich hellten sich seine Züge auf. Er hob den Kopf und sah die Frau an: "Das können wir gerade gebrauchen. Donnerwetter!" Die Frau legte ihm ängstlich die Hand auf die Schulter: "Wir könnten doch etwas zurücklegen". Der Mann gab ihr ärgerlich den Brief zurück: "Ach was, zurücklegen!" Er sah die Frau an, wandte sich ab und knallte ärgerlich: "Heute ist Schluss gewesen. Morgen stempeln..."

Die Frau erschrak, als hätte man einen Schuss auf sie abgefeuert. Hilflos bewegte sich ihr Mund; ein kleines, dunkles Loch entstand. "Ich denke", sagte sie furchtsam, "es geht noch weiter."

"Ach, lass mich doch", erwiderte der Mann kurz und ging in die Stube zurück. Schweigend assen sie. Der Mann schob mit dem Löffel jedesmal etwas Schweres zum Munde. Die Frau versuchte krampfhaft, in die kommenden Wochen und Monate Ordnung zu bringen. Sie stützte in Gedanken den Ellenbogen auf den Tisch. Aber es verflitzte sich ihr alles zu wirren, undurchdringlichen Strähnen. Schon lag das Graue in der Stube. Der Mann hatte es mitgebracht. Nun würde es liegen bleiben. "Warum jetzt schon?" fragte sie. Der Mann ass ruhig weiter. "Sie haben den Auftrag aus Argentinien nicht bekommen." Er schöpfte sich seinen Teller zum zweitenmale voll. Ein Stück vom Leben wird einem abgeschnitten, dachte er. Die Frau war es, als seien die Häuser nahe zusammengedrückt. Ein schwarzer Engel kam geflogen, deckte ein Tuch über die Welt; man konnte nichts mehr sehen. Sie seufzte. Der Brief lag unbeachtet als Rettungsfähnchen auf dem Tische.

Die Frau trat wieder ans Fenster. Die Strasse war dunkel. Die Männer waren verschwunden. Wohin? Hastig liefen die Menschen von Tür zu Tür. Der Abend sank nieder mit dunklen Vorhängen. Die Wände kamen zusammen.

Später setzten sie sich an den Tisch und teilten das Geld in kleine Beträge auf: Feuerung, der Wintermantel, Kartoffeln. - Sie rechneten lange. Durch die Wand hindurch hörten sie Radio, ein Brahmskonzert. Aber sie kannten keine Musik. Niemand hatte es sie gelehrt, sie zu verstehen.

Sie assen zur Nacht. Es war ein so alltäglicher Abend, dass es die Frau fror. Ihre Augen wurden schwer: kleine, dürftige Feuer. Sie sahen aneinander vorbei. "Zweihundert Mann sind entlassen worden", sagte der Mann und blickte vor sich hin, als sähe er die zweihundert an sich vorbeiziehen. Ein langer Zug; alle trugen sie sein Gesicht. Die Frau stand plötzlich neben ihm. Ihre Hand lag auf seiner Schulter. "Wir haben ja jetzt das Geld bekommen". - "Wie gewonnen, so zerronnen", sagte der Mann, "unter den Fingern zerläuft es. Aber so ein Tag ohne Arbeit, was ist das! Die Knochen werden einem weich von dem Herumsitzen." Er runzelte die Stirn. Die Frau liess den Kopf hängen: Die kommenden Monate ballten sich vor ihr auf. Schwere graue Wolken. So war ihr Dasein. Manchmal hatte sie dem Leben wie nach Kinderart eine offene Hand hingehalten. Aber die Hand blieb leer. Und wenn sich einmal etwas in sie hineinlegte, so war es eine Sorge. Sie bewegte die Achseln, als wäre es vergeblich, darüber nachzudenken. - Draussen krich der Wind hungrig zwischen den Häusern des Arbeiterviertels. Schneewolken überzogen langsam den Himmel. Die Häuser wurden finstere Kästen, in den die Menschen lagen, schwer atmend, wie Erschlagene.

Alfred Prugel.

## Frauenmode vor Jahrtausenden.<sup>x</sup>

SPD. Wohl die Ältesten Darstellungen von Frauentrachten sind uns erhalten in den Funden aus dem Königspalast von Knosos auf der Insel Kreta, die man auf etwa das 17. Jahrhundert vor Christi Geburt zurückführt. Die Moden jener Zeit zeigen eine ganz überraschende Ähnlichkeit mit der Mode von heute und ihrer letzten Entwicklung. In Boston befindet sich eine auf Kreta gefundene kleine Elfenbeinstatueette einer Frau, deren Rock beinahe von einer Dame von heute getragen werden könnte. Er besteht aus einem augenscheinlich ganz leichten, in mehreren Stufen locker bis auf die Füße herabfallenden Rock, der in der Taille durch einen Gürtel geschlossen wird. Die einzelnen Stufen des hellen Rocks sind mit dunkleren Blendenstreifen besetzt; der unterste abschließende ist breiter als die andern. Auch die Ärmel schliessen mit einer kleinen Blende ab; sie sind kurz und lassen den Arm von oberhalb des Ellbogens an frei. Die Kopfbedeckung hat eine wie bei den heute getragenen Mützen den Kopf eng umspannende, nach oben jedoch kronenartig zulaufende Rundform. Allerdings ist die Kronenform wahrscheinlich gewählt, um den hohen Rang der Trägerin anzudeuten.

Auf einem Trinkbecher sind dann Frauen dargestellt in ganz weiten, langen Kragenmänteln, und wie eine Sportlerin von heute wirkt im Gegensatze dazu eine nur ganz knapp am Oberkörper und an den Schenkeln bekleidete Frau auf einem Stückrelief. Sie macht auch eine Sportbewegung, denn sie steht zurückgebeugt und erhebt einen Arm mit einer Rolle darin zum Wurf, wie eine Ballspielerin von heute.

Die Männer werden meist auch ganz knapp bekleidet dargestellt. Auch ihre Tracht ähnelt manchmal einer modernen Sportkleidung, so bei zwei Bronzestatuetten, die sich in Leyden befinden. Auch hier umspannt ein Gürtel, an dem eine Art Tasche hängt, die Lenden, und die Kopfbedeckung könnte eine grosse Mütze oder ein breiter Filzhut, wie man ihn heutzutage trägt, sein. Die ganze Entwicklung dieser sogenannten kretisch-mykenischen Kultur, die man erst im Anfang des 20. Jahrhunderts aufgefunden hat, umfasst das 2. und 3. Jahrtausend vor Christi.

H. L.

---

SPD. Schottisches Ehepaar.<sup>x</sup> "Ferguson, ich gehe in die Stadt, soll ich dir etwas mitbringen?"

"Ja, bringe mir für einen Penny Schnupftabak mit!"

"Ferguson, du bist wahnsinnig! Bei diesen Zeiten Schnupftabak! Ich werde dir einen Strohhalm mitbringen, mit dem du dir in der Nase kitzeln kannst."

---

SPD. Weibliche Abgeordnete in Ungarn.<sup>x</sup> Dem ungarischen Parlament gehören gegenwärtig 3 Frauen an. Die ungarischen Frauen haben sich in den letzten Jahren vor allem beschäftigt mit den Bemühungen um eine Erweiterung des unzulänglichen Frauenwahlrechts. Weite Kreise sind auch lebhaft eingetreten für die Abschaffung der Todesstrafe.

---

Arbeit ist die unumgängliche Bedingung für das menschliche Leben, die wahre Quelle des menschlichen Wohlergehens.

Tolstoi.

# Kunst und Wissen

UNTERHALTUNGSBEILAGE DES S.P.D.

Berlin, den 6. Februar 1933.

## Der Jüngling zu Nain.<sup>x</sup>

SPD. Er wäre gern auch nach dem Beerdigungstage seines Vaters aus der Schule geblieben; denn er hatte Nachts kein Auge zugetan und war doch schon vom Friedhof todmüde nach Hause gekommen. Aber die arme Mutter sollte nicht wieder beunruhigt werden, und so nahm er noch im Fortgehen das schwarze Täfelchen von der Haustür herunter, auf dem das kalte, fremde Wort "Typhus" geschrieben stand. Gegen Mittag jedoch fühlte er sich so elend, dass ihn der Lehrer nicht mehr in der Schule behalten wollte. In aller Heimlichkeit schleifte er seinen fiebrig erschlafften Körper zum Dorfarzt, der ihm Chinin verschrieb und kalte Bäder anordnete. Aber auch davon sollte die Mutter nichts erfahren; wie etwas Verbotenes nahm er die Medizin und rieb sich in seinem Schlafzimmer mit eisigem Wasser ab. Erst als der Arzt am andern Tage kam, war's mit dem Vertuschen vorbei. Schon wütete das Fieber in ihm; auf der weissen Haut seines Leibes blühten hässlich rote Giftblumen auf, und als die Mutter erschrocken fragte: "Doch kein Typhus?", da konnte der Arzt ihr nur schweigend die Hand drücken und "Mut!" sagen.

Keine Stunde verliess sie nun das Lager des Kranken, sass die langen Nächte bei ihm auf, und wenn er seine Augen zu kurzem Schlummer schloss, befühlte sie ihm leise den Puls, ob das Fieber noch nicht nachliesse. Aus dem Keller schleifte sie die grosse Waschbütte herauf, dass er baden konnte, trug zwei-, dreimal am Tage das Wasser herein und wieder hinaus, bettete ihn frisch wenn er sich heiss gelegen hatte, und täglich musste der Arzt kommen. Er kam zweimal; doch die Fieberdelirien des Kranken wurden heftiger, die Schmerzen un-erträglich. Am achten Tage zeigte das Thermometer den Höchststand. "Wir wollen ja hoffen," sagte der Arzt, "dass es gut geht; aber auch das Schlimmste kann eintreten."

Der weisshaarige Pfarrer war vom Arzte verständigt worden und brachte der Mutter Trost im Worte Gottes. "Suchen Sie Stärkung in der Schrift; da ist Hilfe, auch wenn die Menschen nicht mehr helfen können!" Und jede Minute des ratlosen Müsiggseins las sie nun in der Bibel und netzte die Blätter mit ihren Tränen. Während sie aber zuletzt in notvoller Angst die Geschichte vom Jüngling zu Nain vor sich hin lispelte, da kam ein ersticktes Röcheln die Brust des Kranken herauf, und sein Kopf neigte sich leblos in den Arm der Mutter. Da sank sie neben ihn ins Kissen und lag so weinend bis an den Morgen.

Dann aber war ihr Tränenstrom versiegt. Mit einem seltsam irren Lächeln empfing sie den Arzt, tat geheimnisvoll und wollte nicht, dass er noch einmal ins Krankenzimmer träte. "Er schläft," flüsterte sie und ging auf den Zehen zur Tür, um sie ganz behutsam zu öffnen. "Nur nicht wecken, Herr Doktor!" Der nickte verlegen und wusste nicht, was er sagen sollte. Aber sie drängte ihn mit ungeduldigem Eifer zurück und raunte ihm zu: "Kommen Sie! Ich zeige Ihnen, wo ich's gefunden habe." Dann nahm sie die Bibel, schlug sie auf und suchte mit hastigem, zitterndem Finger. "Da! Da! Lesen Sie! Weine nicht! Und er trat hinzu, rührte den Sarg an... Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf! Und der Tote richtete sich auf... Und er gab ihn seiner Mutter wieder." Sie sah den Arzt mit grossen, harrenden Augen an; der legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte: "Ja, ja, es ist gut. Aber ich werde Ihnen die Krankenpflegerin; schicken, damit Sie Ruhe bekommen. Sie haben's nötig."

Der Leichenzug windet sich durch die engen Dorfstrassen, und überall

stehen sie an den Ecken, neugierig aufgeregt, und wollen die arme Mutter sehen, deren Geist von allem Leid der letzten Wochen in die Irre getrieben worden ist. Aber die achtet der Leute nicht; ihr Blick geht spähend ins Weite. Ein paarmal tastet sie, wie um einen Halt zu haben, nach ihrer Begleiterin; weil nichts Nahes mehr für sie da zu sein scheint.

Ganz hinten kommt aus der Gemarkung ein blondbärtiger Mann am Wanderstecken dem Leichenzug entgegen. In der Nähe des Friedhofs zögert er und bleibt dann barhaupt stehen. Die Träger mit der Bahre passieren das eiserne Tor; alles schweigt in atemloser Erwartung. Der Fremde faltet seine Hände auf dem Griff des Steckens; die Mutter sieht es, und ihre Augen leuchten in harrendem Glanz. Ihr Atem stockt und geht dann tief wie der Atemseufzer eines schlafenden Kindes. Ganz fest krampft sie die Hände ineinander, und als sie durch das Tor gegangen ist, dreht sie noch einmal in wunderlicher Scheu den Kopf zurück.

Die schwarze Masse gruppiert sich stumm um das mit Brettern überdeckte Grab; der Pfarrer tritt an den Erdhügel und lüftet sein Barett. Dann zieht der Totengräber die Bretter von der Grube.

Noch immer steht der fremde Wanderer vor dem Tor, noch immer hängen fest die Augen der Mutter an ihm; da gleitet dumpf rollend der Sarg in die Tiefe, der Wanderer hebt seinen Stecken, und als der Totengräber dem Pfarrer die Grab schaufel reicht, da bricht die schwankende Mutter mit einem ganz dünnen Wimpernschrei zusammen.

Drei Tage danach bettete man sie neben ihren Sohn, während in den Kastanienbäumen des Friedhofs die Stare mit den schwellenden Knospen schwatzten.

Richard Wenz.

-----  
Ein übler Trick.<sup>x</sup>  
-----

SPD. Der Arbeitslose Willi Schramm sass in einem kleinen Café der Friedrichstrasse und zog die Bilanz seines Daseins. Eigentlich war er damit schon fertig gewesen, ehe er das Café betreten hatte, ja, das Betreten des Cafés bedeutete gewissermassen schon den abschliessenden Strich. Das Ergebnis seines Nachdenkens war der Entschluss: es muss etwas geschehen; so oder so muss ein Ende gemacht werden. Der Entschluss war keineswegs heroisch, wenn er auch so genannt werden könnte; er entsprang lediglich der nüchternen Ueberlegung und Erkenntnis, dass der gesamte Barbetrag seiner Hosentasche - denn sein Portemonnaie war längst schon den Weg auch aller andern verkäuflichen Dinge gegangen -, dass also sein gesamtes Besitztum hoch vierzig Pfennig betrug. Ausserdem besass er, wie er mit einem Anflug von Ironie und Galgenhumor feststellte: keinen Mantel, keine Weste. Was er sonst noch auf dem Leibe trug, war geflickt genug und wäre auch, wenn er es hätte entbehren können, beim besten Willen nicht zu versetzen gewesen. Selbst die "Winterhilfe" hätte es bestimmt nicht genommen. In seinem äusseren wie inneren Zustande stellte er das Ergebnis einer dreijährigen Arbeitslosigkeit dar mit all den Etappen: Arbeitslosenunterstützung, Krisenunterstützung, Wohlfahrt; und mit all den Stationen von schwacher Hoffnung, Resignation und endlicher Verzweiflung. Es ging ihm schlecht genug, wenn auch nicht schlechter als Hunderttausenden seiner Brüder, aber das war ihm keineswegs ein Trost, denn auch wenn das Leid von Hunderttausenden geteilt wird, ist es keineswegs leichter zu ertragen.

Der Entschluss des Arbeitslosen Willi Schramm, die letzten vierzig Pfennig in ungekannter Verschwendung in eine Tasse Kaffee umzusetzen, bedeutete: es ist Schluss. Steter Tropfen Regen zerschleisst auch den besten Kammgarnanzug, und unüberwindlicher, steter Hunger höhlt auch den Stein härtesten Widerstandes. Willi Schramm, arbeitslos seit drei Jahren, achtundzwanzig Jahre

alt, war zu der Erkenntnis gekommen, dass er im Leben einen schlechten Platz erhalten hatte, einen Stehplatz, nein, weniger noch: er stand überhaupt ausserhalb des bewegten Hippodroms und hörte nur gelegentlich und ganz von fern Peitschenknall und zustimmenden Tusch festlicher Musik. Er stand ausserhalb des schönen, gut geheizten Kuppelbaues und fror entsetzlich.

Genug, es musste etwas geschehen. Irgendwie musste ein Ende gemacht werden. Eine Wendung konnte, wie auch immer sie kommen mochte, nur noch zum Besseren führen. Den Weg, den er heute zurückgelegt hatte, durchlief er noch einmal im Geiste. Seestrasse, Chausseestrasse, Friedrichstrasse, immer gerade aus, an allen Kreuzungen vorüber. Zeigte die Verkehrsampel rot oder grün - das war ganz egal; vielleicht würde man dabei von einem Auto umgerissen; das geht alles sehr schnell. Man knallt mit dem Kopf aufs Pflaster, stöhnt noch ein bisschen - er stöhnte jetzt wirklich, und das kleine Servierfräulein nickt zustimmend; weiss Gott, man hatte ja auch alle Veranlassung zum Seufzen und Stöhnen.

"Zahlen, bitte!"

Das kleine, hübsche Servierfräulein, das in dieser Geschichte leider nur ein kleine Episode darstellt, trippelte heran und sagte mitfühlend: "Sechs- unddreissig Pfennig, bitte."

Willi Schramm legte seine vier Groschen auf den Tisch, nickte "schon gut" und ging. Die Friedrichstrasse hinauf, am Kanal entlang, Tiergarten, Gedächtniskirche, wie im Traum. Schofföre schimpften hinter ihm her, und einmal hielt ihn ein Verkehrspolizist am Arme fest; beinahe wäre er in einen Omnibus hineingerannt. Aber - wie sollte es auch anders kommen! - auf einmal fühlte er einen Stoss im Rücken, über dessen Stärke er sich nicht mehr klar werden konnte, da er bereits nicht mehr bei vollem Denkvermögen war. Er flog in hoher Bogen, "direkt in den Himmel", konnte er noch denken, und empfand es angenehm und wenig verwunderlich, dass sich seine frühen Kindheitsvorstellungen vom Sterben so seltsam bewahrheiteten. Auch durch seinen schweren Fall wurde er nicht aus dieser Illusion gerissen, weil er inzwischen, zu seinem Glück, vollkommen das Bewusstsein verloren hatte.

Er lag langgestreckt; fast konnte man annehmen, er habe sich hingelegt; so bequem schien seine Pose. Menschen standen bald in kleinem Kreise um ihn herum, unschlüssig, was hier zu tun sei. Endlich ermannte sich einer und fragte, was gewiss sehr naheliegend war: "Leben Sie noch?", trat heran, da er keine Antwort erhielt, untersuchte den am Boden Liegenden flüchtig, fand das Herz zwar schwach, aber in Tätigkeit, sagte zu den Umstehenden: "Ich glaube, der Mann ist aus Hunger zusammengebrochen", und steckte ein Geldstück in die Tasche des Arbeitslosen Willi Schramm. Darauf blickte er sich im Kreise um, wartend, dass man seinem Beispiel folge. Und tatsächlich, andere taten dasselbe. Dann richtete man den Willi Schramm in eine sitzende Stellung auf und lehnte ihn an einen Baumstamm. Weiter jedoch wusste man nichts zu tun, und indem man noch unschlüssig war, ob die Polizei oder die Rettungswache alarmiert werden sollte, schlug Willi Schramm die Augen auf und blickte sehr erstaunt um sich. Man half ihm auf, und er stand, unsicher zwar, aber er stand wieder auf seinen Füßen, schaukelte wie ein Betrunkener hin und her, und durch eine Gasse, die ihm die Umstehenden schnell frei gaben - denn er sah nicht sehr sauber aus -, ging er endlich schwankenden Fusses davon. Seine Tasche fühlte er erstaunt als einen schweren Klumpen. Mit zweifelnder Hand langte er Geldstücke heraus und betrachtete sie lange ungläubig. Dann, da er den Zusammenhang nicht begriff, lächelte er und lachte schliesslich schallend auf, denn er glaubte sich von einem Traume gefoppt.

Ein sehr gut angezogener Herr, der einen warmen Pelzmantel trug und eine schöne Frau am Arme hatte, ging vorüber, und da er ebenfalls angesichts des gefallenen Mannes sein soziales Gewissen durch eine nicht allzu hohe Geldspende entlastet hatte, sprach er, das Lachen des Arbeitslosen Willi Schramm

offensichtlich missverstehend, zu seiner Begleiterin: "Da haben wir es ja; ein übler Trick, nicht mehr".

Willi Schramm hörte diese Worte in dem Moment, als der Gedankenkreis über den Ursprung des Geldes in seiner Hand geschlossen war. Und so stark ist der Lebenswille in einem Menschen, selbst wenn er seit drei Jahren arbeitslos und mit allen Stationen des Elends vertraut ist, dass ein verständnisvolles Lächeln über sein Gesicht zuckte und den stillen Beobachter dieser Szene zu der Hoffnung berechtigte, dass Willi Schramm, arbeitslos, achtundzwanzig Jahre alt, den Kampf noch einmal aufnimmt - irgendwie; aber auf eine Weise muss eine Änderung erreicht werden.

Erich Sachsenröder.

-----  
San Gimignano.<sup>x</sup>  
-----

SPD. Sind Sie schon einmal im 13. Jahrhundert gewesen? - Gewiss nicht. Bei Andersen bedurfte man dazu der Galoschen des Glücks, und die Sache lief dann doch unglücklich aus. Heute kann man, wenn man Glück hat, mit dem Postauto mitten hinein fahren. Nur muss man freilich dazu in Italien sein. Wenige Stunden entfernt von Florenz, von Siena, liegt auf einem 332 Meter hohen Rücken das alte Bergnest San Gimignano, den Meisten nicht einmal dem Namen nach bekannt. Und doch hat Savonarola hier seinen Gottesstaat begründet, ist Dante 1300 als Gesandter von Florenz hier eingezogen. Dunkel ist die Geschichte der alten Stadt. Ob ihrer Eichenwälder einst Selva genannt, wurde sie mit Rhea Silvia und der Geschichte Roms in Verbindung gebracht; man erzählte auch, ihre ältesten Kastelle Mucchio und Silvia seien Gründungen zweier flüchtiger Mitverschworener des Catilina, Mucius und Silvius. Zweifellos ist aber die alte Felsenfeste etruskischen Ursprungs, später von den Römern erobert und auf etruskisch-römischer Grundlage in romanischer Zeit und romanische Geiste im späteren Mittelalter ausgebaut. Man kann wohl sagen, dass der eigentliche Bau begann, als vor tausend Jahren, 929, König Hugo von Provence die Stadt den Bischöfen von Volterra zum Geschenk machte. Denn nun setzte unter den Adelsfamilien das lebhafteste Widerstreben wider die Herrschaft des Bischofs ein. Es entstanden die Festungswerke der Stadt, es entstand, als eine Art Zeinguri, auf einer beherrschenden Höhe mitten zwischen Volterra und San Gimignano, das Kastell San Gimignano, dessen zerbrochener Turm, einst lodern-des Farnal in den Nächsten des Kriegs, noch einsam vom Hügel schaut. Damals türmten sich die ansehnlichen Mauern der Stadt, damals wuchs ihr unregelmäßiges Vieleck zur Sternform aus, langes, gezacktes Oval, in dem jede Zacke ein Bastion, jede Einbuchtung eine zum Halbrund eingeschwungene, klobige Festungsmauer bedeutete.

Im Jahre 1099 erran; die Stadt ihre Selbständigkeit. Und damit begann ihr Trauerspiel und ihr Untergang. Denn, die sich bislang unterstützt hatten, die Barone, die Ardinghelli, Chigi-Useppi-Saracini, Abbracchiabeni, - nun gerieten sie in Streit um die Beute, und am 11. August 1353 steckte Florenz den willkommenen fetten Bissen ein. Seit diesem Tage ist San Gimignano - man kann wohl sagen: völlig - unverändert geblieben. Was will es sagen, dass die Mauern zum Teil gesprengt, die Bastionen geschleift, manche Türme umgelegt wurden? Was haben die wenigen neuen Häuser am Berghang, was Post, Telegraph und elektrisches Licht, Eisenbahn und Auto an der Stadt geändert? So gut wie nichts. Als ein Felsenfest aus grauem Mittelalter hat es sich in die neue Zeit hinein gerettet. Schnaufend ziehen heute noch die weissen Ochsespanne unterm Joch ihre zweirädrigen roten Karren den Berg hinan, sträuben sich Maultier und Gaul auf den gerillten Platten der stark schrägen Strassen, umschwirren Weihen, Dohlen, Falken und Schwalben das alte Gemäuer. Haus stützt sich zu Haus mit

mit leichten Schwibbogen oder Galerien, Bogengänge wölben sich zu Gassen, Treppen durchklettern das ganze Nest. Kostliche Fassaden uralter Kirchen und Kapellen sind in Häuser und Hütten eingebaut. Quellen sind von kleinen Säulenhallen umfasst und sprudeln in steinerne Becken, in denen die Weiber ihre Wäsche waschen, um sie unter Cypressen und Oliven zu bleichen. Brunnen sind in harten Stein gefangen, in den seit Jahrhunderten die Stricke herabgelassene Kupfergefässe fingerdicke Rillen zu hunderten hineingeschnitten haben. Gewölbte Schächte mitten ins Gemäuer der Häuser hinein ersetzen vielfach die Querstrassen, Schächte, in deren Enge und Finsternis man sich eines Schauders kaum erwehren kann; denn es ist, als krieche man in einen kühlen, lichtlosen Steinblock hinein. Aber froh tut sich dann wieder eine sonnendurchflutete Nebenstrasse auf, eng wie ein Laufgang, doch das alte Mauerwerk von einem unwahrscheinlichen Strauss duftender Rosen gesprengt; eine Cypresse träumt auf dem Stumpf der Bastion; Akazien hängen ihre zartweissen Blütentrauben bis über die uralten Kerker im Gemäuer, die heute Wohnungen oder Keller sind. Und die Linden duften.

Und so würde diese romantische, romanische Stadt mit ihren schweren Quadern dumpf der Erde verhaftet sein und wie das nackte Gestein des Bergkamms kaum aus dem Grün des Hügels hervorschauen, - wenn nicht die Türme wären, die gewaltigen Türme des Adels, der Feudalherren, die sie errichteten in Macht und Stolz, hoch über das erdverbundene Bürgertum, den Wolken näher, wie die Raubvögel über dem Getier des Feldes horsten, und die heute als die Totensäulen der Geschlechter stehen, gewaltigen Grabsteinen nicht ungleich. Wie muss das Bild dieser kleinen Stadt, die in der besten Zeit 12 000 Einwohner zählte, ausgesehen haben, als noch fünfundsiebzig Türme standen! Fünfundsiebzig Türme, eine Stadt in den Wolken, eine Stadt von Hochhäusern! Wie ungeheuer mag dies Bündel himmeltragender Pfeiler auf so kleinem Raum über der Höhe gestanden haben!

Ist auch diese Herrlichkeit grossenteils dahin, so ist doch - auch heute noch - San Gimignano die "Stadt der Türme", die "Citta Turrita" Italiens. Denn vierzehn dieser Türme, die bis zu 50 und 60 Meter hoch sind, stehen noch, und zweiunddreissig sind in ihren Resten noch erkennbar. Auch heute noch reissen diese Türme das Bild gewaltig aus der Wagerechten heraus, wenn sie, wie eine Ahnung von Gotik, wie ein Vorbild der Moderne, blau, grau, violett, braun, gelb oder rot unter der wechselnden Beleuchtung des Tages stehen, einen Baldachin von Wolken tragend, oft auch finster und drohend, wie ein Heer von Schloten. Auch die Erdbeben haben an ihnen gebaut, haben Risse und Sprünge hineingetrieben, Anbauten weggerissen, deren Dachspur als Schräge an ihnen sichtbar wird. Der Wind trug Samen hinauf, und es siedelte sich auf ihnen Gras, Mauerpfeffer und jene ganze Kolonie wuchernder Mauerpflanzen an, die, auch im hellsten Lichte, doch die Ränder und oberen Kanten immer dunkel erscheinen lassen.

So stehen die Türme, hier drei, da zwei, da sogar sieben auf einem Platze zusammen, keinem andern Zwecke dienstbar als dem: da zu sein. Klein, ganz klein und geduckt steht zwischen ihnen der "Dom", - Dom noch in jenem alten Sinne des "domus"; denn er ist nicht mehr als ein Haus, und noch dazu besteht seine untere Hälfte aus Treppen. Niemand sieht ihm von aussen an, wie orientalisches prächtig sein Inneres ist, sein geheimnisvolles Gold, seine schwarzweissen Bogen, seine köstlichen Fresken, die Ghirlandajo, Taddeo di Bartolo, Barna da Siena, Bartolo di Fredi schufen. Ueberhaupt ist diese kleine, so unbedeutende Stadt reich an erstklassigen Bildern; das "Museo Civico" birgt herrliche Werke von Lippo Memmi, Filippo Lippi, von Pinturicchio, von Gozzoli. Aber ihr Schönstes ist doch und bleibt: ihr Bild auf dem Hügel, ihr einprägsamer Schattenriss mit den hochgereckten, fensterlosen Türmen!

Gustav Halm.

SPD. Wer es unternimmt, eine wahrheitsgetreue Lebensgeschichte Richard Wagners zu schreiben, der muss viele Legenden zerstören. Legenden, die der "Meister von Bayreuth" selber gedichtet hat, oder die seine Hausbiographen und Propagandachefs, die Wolzogen, Glasenapp, Houston Stewart Chamberlain, aufgebracht haben. Vor allem ist die politische Rolle, die Wagner gespielt hat, sehr anfechtbar. Als königlich sächsischer Hofkapellmeister liess er es an Liebedienerei nicht fehlen: 1844 wartete er dem aus England zurückgekehrten Königspaar mit einer Serenade in Pillnitz auf. Als er dann, namentlich durch seine ewige Pumpwirtschaft, die vor Mitgliedern der Kapelle und Solisten nicht Halt machte, sich ziemlich unmöglich gemacht hatte, versuchte er sein Heil in Berlin: er setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um Friedrich Wilhelm dem Vierten den Text seines "Lohengrin" vorlesen zu dürfen, hatte damit aber nicht den geringsten Erfolg. Das war ein Jahr vor der Märzrevolution. Im gleichen Jahre noch erschien ein anonymer Artikel Wagners im "Dresdner Anzeiger": "Wie verhalten sich republikanische Bestrebungen dem Königtum gegenüber?", der für eine Republik mit dem König von Sachsen an der Spitze plädierte.(!) Die Dresdner Strassenkämpfe im Mai 1849 scheinen für Wagner nicht mehr als ein aufregendes Schauspiel bedeutet zu haben. Dass er sich persönlich an diesen Kämpfen beteiligt habe, ist äusserst unwahrscheinlich.

Nachdem Wagner als steckbrieflich verfolgter politischer Flüchtling 25 Jahre lang in der Schweiz, in Italien, in England, in Wien, in Russland und nicht weniger als siebenmal in Paris (trotz aller patriotischen Treueschwüre!) herumgeführt war, holte ihn im Frühjahr 1864 ein Abgesandter des Königs von Bayern aus Stuttgart nach München. Von nun ab ist bei Wagner von "Republik" und "Revolution" nicht mehr die Rede, wohl aber von "Reformation", schliesslich sogar von "Regeneration" im Sinne der völkisch-antisemitischen Rassentheorie. Zur Ehrung der deutschen Krieger, die 1871 aus dem Felde heimkehrten, wollte er eine Gefallenfeier komponieren, dann, als man Jubelhymnen verlangte, einen Huldigungsgesang an den siegreichen Kaiser, und zuletzt, als auch dies in Berlin abgelehnt wurde, machte er einen reichlich ordinären "Kaisermarsch" daraus. Ludwig II. hatte schon 1864 zu seinem Geburtstag einen "Huldigungsmarsch" bekommen. Und im Festspielhaus in Bayreuth wurde seinem eigenen Prinzip der amphitheatralischen Anordnung zum Trotz eine "Fürstenloge" eingebaut.

Wenn man diesen merkwürdigen Gesinnungswechsel den unentwegten Wagnerianern vorhält, dann pflegen sie zu sagen: bei Wagners Beziehungen zu Ludwig II. hat es sich um etwas Besonderes und Einmaliges, um eine ideale Künstlerfreundschaft gehandelt. In der Tat überschlagen sich die Bayreuther Hausbiographen vor Begeisterung für den "edlen Kunstfreund auf dem Königsthron", den Fred A. Angermayer erst kürzlich (nach manchen andern Vorgängern) dramatisch verherrlicht hat. Aber selbst wenn man nichts von diesem Monarchen weiss, muss man doch stutzen, wenn man Wagners Äusserungen liest: "Er ist leider so schön und geistvoll, seelenvoll und herrlich, dass ich fürchte, sein Leben müsse wie ein flüchtiger Göttertraum in dieser gemeinen Welt zerrinnen. Er liebt mich mit der Innigkeit und Glut der ersten Liebe, er kennt und weiss alles von mir und versteht mich wie meine Seele. Mein Glück ist so gross, dass ich ganz zerschmettert davon bin". Der König, damals erst neunzehn Jahre alt, weist Wagner eine Villa am Starnberger See als Wohnung an, nahe dem Schlosse Berg. "In zehn Minuten führt mich der Wagen zu ihm. Täglich schickt er ein- oder zweimal; ich fliege dann immer wie zur Geliebten. Es ist ein hinreissender Umgang; dies Erfassen, dies Erbeben und Erglühen ist mir nirgends schon zuteil geworden. Und dann diese liebevolle Sorge um mich, diese reizende Keuschheit des Herzens, jede Miene, wenn er mir sein Glück versichert, mich zu besitzen. So sitzen wir oft stundenlang, einer in dem Anblick des Andern verloren".

Ein eigentümlicher Zeitvertreib! Aber noch merkwürdiger berührt die Schwärmerei des jungen Fürsten für den damals immerhin schon 51 Jahre alten, mit keinerlei körperlichen Reizen geschmückten Musiker. Nachdem Wagner im November 1865 eine Woche lang Gast des Königs in Hohenschwangau gewesen war, schrieb ihm der liebende Gönner: "Im Himmel wähne ich zu sein, gedenke ich jener wonnevollen Tage. Der Geliebte hier, bei mir gewohnt, froh und glücklich o Seligkeit des Gedankens! Heldenstärke fühle ich in mir, festen Mut zum kräftigen Handeln... Unsre Liebe leuchte hell und lauter!"

Weit weniger als der Herrscher selbst waren seine Ratgeber von dieser "leuchtenden Liebe" begeistert. Sie fürchteten, durch den "Ausländer" und Protestanten beiseite geschoben zu werden; ausserdem zweifelten sie nicht im mindesten daran, dass Wagner seinen Einfluss und die zarten Gefühle Ludwigs zu eigenhütigen Zwecken missbrauchen würde. Als dann der Günstling zur Begleichung seiner Schulden von seinem Freunde ein Darlehen von 40 000 Gulden forderte, wurde ihm diese Summe zwar ausbezahlt, aber in lauter Silberstücken, die in einem Frachtwagen am hellen Tage durch die Hauptstrassen Münchens im Schritt gefahren wurden. So wuchs die Entrüstung immer mehr an, ähnlich der gegen die Mätresse Ludwigs I., die Tänzerin Lola Montez. Der Vergleich entbehrt, wie die Briefstellen erkennen lassen, nicht ganz der Berechtigung. Jedenfalls musste Wagner schliesslich ebenso wie die schöne Spanierin München verlassen: er zog nach Tribschen bei Luzern, später nach Bayreuth, wo er die Kolossalbüste Ludwigs II. vor seiner Villa "Wahnfried" aufstellen liess.

Dass Richard Wagner homosexuell gewesen sei, ist nicht anzunehmen - dafür ist seine Neigung zum andern Geschlecht viel zu ausgesprochen. Ludwig dagegen war sexualpathologisch veranlagt. Seine vor einigen Jahren veröffentlichten Tagebücher, die mit dem Jahre 1869 beginnen, beweisendies deutlich. Sie sind voll von Ausbrüchen verzweifelter Reue: "Hände nie, nie mehr!! Hände kein einziges Mal hinab, bei schwerer Strafe! Keine profanen Küsse mehr!" Dicht daneben stehen, meist in französischer Sprache, Ausbrüche des Cäsarenwahnsinns: "Der wahre König wird dir aufstehn mit der angestammten Krone und mit dem Purpur göttlichen Geblüts." Dazwischen Zitate aus dem "Lohengrin". Es sind typische Ausserungen eines Irrsinnigen. Das von vier Ärzten ausgestellte Gutachten, das 1886 - viel zu spät! - zu Ludwigs Entmündigung führte, stellt ausdrücklich die "schon sehr lange, über eine grössere Reihe von Jahren sich erstreckende Dauer der Verrücktheit" fest. Kurzum: der "geistvolle, seelenvolle und herrliche" Gönner war ein Irrsinniger, der seine "Heldenstärke" an wehrlosen Lakaien ausliess, und der wie ein wildes Tier gefressen hat. Das ist nicht schön aber es ist die Wahrheit.

H.H.

-----  
Berliner Theater.  
-----

SPD. Aus Berlin wird uns geschrieben: Wir sind nun glücklich so weit gekommen, das Gastspiel einer Provinzbühne als eine wertvolle Bereicherung des Berliner Theaterlebens zu begrüssen. Dabei handelt es sich bei dem Stück "Die Marneschlacht" von Paul Joseph Cremers, das uns im "Berliner Theater" vom Ensemble des Mannheimer Nationaltheaters vorgeführt wurde, gar nicht einmal um eine künstlerische Leistung von irgendwelcher Bedeutung, sondern ganz einfach nur um wirksames Theaterspiel. Eine "deutsche Tragödie", wie der Verfasser vorgibt, ist das Stück ganz und gar nicht, sondern eine reine dramatische Reportage. In sieben Bildern, deren Inhalt auf aktenmässigem Material beruht, werden die historischen Vorgänge von Ende August und Anfang September 1914 skizziert, wie sie sich bei der deutschen Obersten Heeresleitung, bei der französischen Regierung und bei den Armeeoberkommandos Bülow und Kluck abgespielt haben. Freilich hört die Darstellung schon vor der eigentlichen Ent-

scheidung der Marneschlacht auf, und der Verfasser übertreibt seine angestrebte Objektivität so weit, dass die Motive, die zu dieser Entscheidung geführt haben, überhaupt nicht zu erkennen sind. An sich ist diese Objektivität sicherlich sehr erfreulich, denn sie zeigt uns anschaulich und überzeugend die ungeheure Hilflosigkeit, die damals im deutschen Grossen Hauptquartier geherrscht hat. Natürlich ist schon allein der dargestellte Stoff von starker dramatischer Wucht und Spannung erfüllt. Regiemässig und darstellerisch konnte sich die Aufführung, die ja keine grossen Anforderungen stellt, sehr gut neben den besten Leistungen Berliner Bühnen sehen lassen. Was uns heute aber viel mehr interessiert als die Marneschlacht, das dürften doch wohl die kritischen Vorgänge vom Oktober und November 1918 sein. Die werden wir freilich in einer solchen objektiven Wiedergabe ganz gewiss nicht unter Hitlers Kanzlerschaft auf einer deutschen Bühne zu sehen bekommen.

Als bemerkenswertestes künstlerisches Ereignis der letzten Wochen ist die Aufführung von Wagners Jugendwerk "Das Liebesverbot" in der Staatsoper zu nennen. Man muss sich angesichts der Unfruchtbarkeit der modernen Opernproduktion darüber wundern, dass es erst das Wagner-Jubiläum dieses Jahres bedurft hat, um diese vergessene "heitere Oper" eines immerhin grossen und heute so einflussreichen Meisters ans Licht zu ziehen, zumal da sich manche Verdi-Ausgrabung künstlerisch wenig gelohnt hat. Den Stoff für dies Werk hat der junge Wagner der Tragikomödie "Mass für Mass" von Shakespeare entnommen, ihm jedoch durch Versetzung in ein karnevalistisches Milieu eine heitere Unbeschwertheit verliehen. Der moralstrenge Statthalter von Sizilien erlässt ein mit Todesstrafe im Falle der Uebertretung bedrohtes Liebesverbot, um den Ausschweifungen des Karnevalstreibens zu steuern. Da er sich jedoch selber zu einem Verstoss gegen sein eigenes Verbot hinreissen lässt, muss er auch dem Volke Siziliens wieder Masken- und Liebesfreiheit gewähren. Die Handlung hält sich also an die herkömmliche Form der komischen und romantischen Oper der Entstehungszeit dieses Werkes, und auch die Anlage der Komposition - der Wechsel von Rezitativ (oder sogar gesprochenem Wort) und geschlossener Gesangsnummer - ist noch im Stil jener Epoche gehalten und verrät noch nichts vom späteren Reformator des Musikdramas. Aber der Reichtum an melodischer Erfindung, die prickelnde Rhythmik und die kultivierte Behandlung der Gesangspartien lassen bereits die originelle musikalische Genialität ihres Schöpfers erkennen, und vereinzelt klingen auch schon typische Ausdrucksmittel der späteren Wagnerschen Tonsprache an. Die Ursprünglichkeit und Eingängigkeit der Musik fesselt den Zuhörer von Anfang bis zu Ende. Auch die Instrumentation ist von blühender Klangfarbe, und nur die reichliche Verwendung von Schlagzeug (Pauke und Becken) deutet auf den Abstand von der romantischen Oper etwa eines Weber und auf die Sucht zur Vergrößerung der Klangeffekte hin.

Auf der Sprechbühne hat sich in letzter Zeit nichts Erhebliches zugeetragen. Ein hübsches Lustspiel des Franzosen Marcel Achard lernten wir unter dem Titel "Terzett" - der viel poetischere Originaltitel heisst "Jean de la lune" ("Hans vom Mond") - im "Theater in der Stresemannstrasse" kennen. Im weitesten Sinne geht es auch hier wieder um das ewige Thema von der Bezähmung der Widerspenstigen: der Bekehrung eines flatterhaften, unaufrichtigen Weibchens zu echter Liebes- und Ehegemeinschaft mit einem Manne, der aus zartester, verständnisvollster Liebe seine halblöse Gattin zu einer wahren Gefährtin zu verwandeln vermag. In der vergrößernden Bearbeitung des Uebersetzers Bruno Frank wird daraus ein amüsanter, aber durchschnittliches Unterhaltungsstück. Der Feinhörige hört jedoch aus vielen Wendungen heraus, dass das Werk im Urtext manche charmante psychologische Feinheiten und Geistreichigkeiten von tieferer Bedeutung in treffender und eleganter Formulierung enthalten dürfte.

Wer aber in den Berliner Theatern eine wahre künstlerische Erbauung sucht, der muss sich in der "Volksbühne" die mitreissende Aufführung von Zuckmayers bestem Werke, dem Schauspiel "Schinderhannes", ansehen.